

Eingereicht von
Mag.^a Verena Topitz

Angefertigt am
Institut für Soziologie

Beurteiler / Beurteilerin
**Ass.-Prof. Mag. Dr. Franz
Wagner, MA, PhD**

Juni 2020

„Früher hätt's das nicht gegeben...“

Alter(n) im generationenübergreifenden Wohnprojekt



Master Thesis

zur Erlangung des akademischen Grades

Professional Master of Mediation

im Universitätslehrgang

Mediation und Konfliktmanagement

**JOHANNES KEPLER
UNIVERSITÄT LINZ**

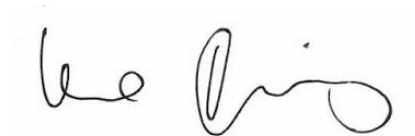
Altenberger Straße 69
4040 Linz, Österreich
www.jku.at
DVR 0093696

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Masterarbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt beziehungsweise die wörtlich oder sinngemäß entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Die vorliegende Arbeit ist mit dem elektronisch übermittelten Textdokument identisch.

Garsten, Juni 2020

A handwritten signature in black ink, consisting of a stylized 'K' followed by a cursive 'L' and a large loop.

Unterschrift

Vorwort und Danksagung

Das Interesse für gemeinschaftliche Wohnprojekte wurzelt in meiner eigenen Erfahrung und Betroffenheit. Meine Eltern waren in den 1980er Jahren Mitbegründer*innen einer Baugruppe und setzten mit Gleichgesinnten – großteils Jungfamilien – und Architekt Fritz Matzinger ein gemeinschaftliches Wohnprojekt um, in dem ich 15 Jahre lang aufwuchs. Viele Jahre später zog es mich mit meiner Familie erneut in ein Wohnprojekt. Das hat seine Gründe: In einer Gemeinschaft aufzuwachsen war für mich als Kind eine durchwegs positive Erfahrung. Ich war nie einsam, es war immer jemanden da zum Spielen. Ich konnte mich frei und unbeaufsichtigt bewegen und mich dabei sicher und geborgen fühlen weil ich wusste, dass überall große und kleine *Freund*innen* wohnen, die mich kennen, die sich kümmern und zu denen ich gehen kann, wenn ich etwas brauche. Ich lernte bei vielen unterschiedlichen Persönlichkeiten verschiedenste Kochstile, Erziehungsstile und Werte kennen und erlebte, wie gemeinsame Feste gefeiert oder lautstark Konflikte ausgetragen wurden. Ich kann einer meiner Interviewpartnerinnen ganz klar beipflichten: die Wohnform ist *“für die Kinder (...) ein PARADIES (...)!”*

Nun bin ich kein Kind mehr, sondern selbst in der Erwachsenen- und Elternrolle. Viel mehr als früher sehe ich heute auch die Herausforderungen, die aus dem Zusammenleben der unterschiedlichen Charaktere mit je eigenen Vorstellungen, Zielen und Bedürfnissen entstehen. Und dennoch – oder gerade deshalb – ist es mein Wunsch, hier im Wohnprojekt alt zu werden. Aber was bedeutet das genau und wie kann das zufriedenstellend gelingen? Damit beschäftige ich mich in dieser Arbeit.

Ich danke meiner Tochter Philippa und meinem Lebensgefährten Robert für ihre große Geduld, ihr Verständnis und ihren liebevollen mentalen Beistand. Meinen Korrekturleser*innen Barbara Kaiser, Eva Reschreiter und Robert Hack für die klugen Verbesserungen und hilfreichen Anregungen und meinem Betreuer Ass.-Prof. Dr. Franz Wagner, PHD für den fachlichen Rat und die professionelle Unterstützung.

Mein besonderer Dank gilt zudem meinen Interviewpartnerinnen, ohne die es diese Arbeit nicht gäbe: Danke für eure Zeit und eure Offenheit!

Abkürzungsverzeichnis

Anm. d. V.	Anmerkung der Verfasserin
BW	Bewohnerin
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
d.h.	das heißt
etc.	et cetera
ebd.	ebenda
S.	Seite
sic	von lateinisch “wirklich so”
SKM	Soziokratische Kreisorganisationsmethode
usw.	und so weiter
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	5
Vorwort und Danksagung	5
1 Einleitung	11
1.1 Forschungsinteresse	11
1.2 Forschungsstand	11
2. Methodik	13
2.1 Forschungsfragen	13
2.2 Kriterien zur Auswahl der Fallbeispiele	14
2.3 Wahl der Erhebungsmethode	14
3. Relevanz gemeinschaftlicher Wohnformen	15
3.1 Geschichtlicher Rückblick	15
3.2 Potenziale von Gemeinschaftswohnprojekten	18
3.2.1 Ökologische Potenziale	19
3.2.2 Soziale Potenziale	20
3.2.3 Alter(n) im Wandel	21
3.2.3.1 Exkurs: Alter(n)	21
3.2.3.2 Exkurs: Generation	22
3.2.4 Soziale Potenziale für ältere Menschen	24
3.2.4.1 Mitbestimmung	25
3.2.4.2 Gemeinschaft gegen Isolation	25
3.2.4.3 Gegenseitige Hilfe	27
3.2.5 Ökonomisches Potenzial	28
3.3 Konfliktpotenziale	29
3.3.1 Exkurs: Was ist ein Konflikt?	30
3.3.1.1 Heiße und kalte Konflikte	32
3.3.1.2 Konfliktscheu, streitlustig oder konfliktfähig	32
3.3.2 Konfliktpotenziale in Wohnprojekten	34
4. Gemeinschaftswohnprojekte - Stichprobe	37

4.1 Was sind gemeinschaftliche Wohnprojekte?	37
4.2 Beispiele aus Österreich	39
4.3 Kurzsteckbriefe der Fallbeispiele	40
4.3.1 GeNaWo - Gemeinschaftliches Nachbarschaftliches Wohnen	40
4.3.2 LebensGut Miteinander	40
4.3.3 Die Mauerseglerei	41
4.3.4 Pomali	41
4.3.5 Wohnprojekt Wien	42
4.4 Exkurs: Soziokratie	42
5. Bewohnerinneninterviews – Auswertung	45
5.1 Erlebte Vorteile	46
5.1.1 „Dass man sich mehr einbringen kann, als alter Mensch.“	46
5.1.2 „Ich wollte einen Nutzen haben.“	48
5.1.3 „Die Gefahr ist relativ gering, dass man hier vereinsamt.“	49
5.1.4 „Hast du ein Schlagobers?“	50
5.1.5 „Zu Hause alt werden können mit ein BISSERL zusätzlicher Hilfe.“	51
5.1.6 „Und das ist auch nicht wurscht, grad im Alter: der Preis!“	52
5.2. Erlebte Herausforderungen	53
5.2.1 „Manchmal bleibt’s dann halt hängen, das Putzradl.“	54
5.2.2 „Die Kleineren quietschen laut und die Größeren grölen laut.“	56
5.2.3 „Die Menschen haben verschiedene Erziehungsstile.“	57
5.2.4 „Bitte macht jetzt keinen STRESS, ja?“	58
5.2.5 „Auf einmal waren Arbeitsgruppen unterbesetzt.“	60
5.2.6 „Hab ich hier überhaupt noch Platz?“	61
5.2.7 „Ob Gemeinschaften sowas tragen können?“	63
5.2.8 „Es waren so unterschiedliche Phasen, ja?“	64
5.2.8.1 Subgruppen im Kollektiv	65
5.2.8.2 Konflikte der Harmonie	68
6. Diskussion der Ergebnisse	70
6.1 Anforderungen an die Bewohner*innen	72
6.1.1 „Das musst du aushalten!“	72
6.1.2 Der steinige Weg vom Ideal zur Realität	76

6.1.2.1 Die ausbalancierten Optimierer	76
6.1.2.2 Die pragmatischen Nischennutzer	77
6.1.2.3 Die egozentrischen Individualisten	79
6.1.3 Persönliche Konfliktfähigkeit der Bewohner*innen	80
6.2 Anforderungen an die Organisationen	83
6.2.1 Bedeutung der Bauplanung	84
6.2.2 Visionen und Tabus	85
6.2.2.1 Gemeinschaft mit Subgruppen	86
6.2.2.2 Konflikte gehören zum Wohnprojekt-Leben	87
6.2.2.3 „Ist das Thema Alt-Sein angedacht?“	87
6.2.2.3.1 Exkurs: Verein WOAL – „Lustig haben ist die leichteste Übung.“	88
6.2.2.3.2 „Da kommt viel auf uns zu...“	89
6.2.3 Struktur und Transparenz	92
6.2.4 Konfliktfestigkeit von Wohnprojekten	93
6.2.4.1 Selbst- und Nachbarschaftshilfe	94
6.2.4.2 „Jemanden von außen dazu holen.“	98
7. Zusammenfassung	99
8. Literaturverzeichnis	101

1 Einleitung

1.1 Forschungsinteresse

Gemeinschaftliche Wohnprojekte erfahren seit einigen Jahren ein Hoch. „Immer mehr Menschen suchen neue Arrangements der verbindlichen Nachbarschaft, Gemeinschaft jenseits von familiären Bindungen, Unterstützungen im Alltag und ein tragfähiges soziales Netz” (Wonneberger 2018, S. 1).

Auch bei der immer größer werdenden Zahl älterer Menschen ist ein Trend zu alternativen Wohnformen bemerkbar. Die Lebenserwartung hat sich in den letzten hundert Jahren fast verdoppelt und die Lebensphase des Alters zugleich eine massive Aufwertung erfahren. Alter wird nicht mehr vorrangig als Last, sondern im neuen Verständnis und Erleben als Chance und Herausforderung gesehen (Lüscher/Liegle 2003, S. 69, S. 72). Die Zahl der Menschen, „die ihre Unabhängigkeit auch im Alter bewahren wollen und selbstbestimmt und qualitativ voll wohnen möchten” (Karhoff / Matzke / Cetinkaya 2004, S. 3) steigt,

„und weil immer mehr Menschen allein leben (...) und traditionelle Gemeinschaften wie Großfamilie, Kirche und Parteien zerfallen, suchen sie sich heute ihre eigenen, frei gewählten Wir-Konstellationen” (Nothegger 2017, S. 31).

Stellen gemeinschaftliche Wohnprojekte, im speziellen sogenannte Generationenübergreifende oder Mehrgenerationen-Wohnprojekte, hier eine geeignete Alternative, eine mögliche Antwort dar? Dieser Frage soll die vorliegende Arbeit nachgehen.

1.2 Forschungsstand

In der Literatur zu Wohnprojekten werden mehrheitlich unterschiedliche Wohnmodelle vorgestellt, Themen und Probleme erörtert, die sich in der Initiativ-, Planungs- und Bauphase ergeben können und Wege zur Förderung und Finanzierung aufgezeigt. Beispiele dafür sind etwa der „Leitfaden für Gruppenwohnprojekte” der *Arbeitsgemeinschaft für zeitgemäßes Bauen e.V.* (2002) oder „Zusammen ist man nicht allein” von Besser (2010).

Auch mit möglichen Wohnformen im Alter befasst sich eine Vielzahl von Büchern und Forschungsarbeiten. Genannt sei z.B. „Wohnen im Alter planen und organisieren” von

Görnert-Stuckmann (2010), „Wie ich wohnen will“ von Uwe Herrmann (2011) oder „Neue Wohnformen im Alter“ von Schulz-Nieswandt, Köstler, Langenhorst, Marks (2012).

Woran es mangelt ist Literatur, die den zwischenmenschlichen Aspekt des Zusammenwohnens – die Zeit der Wohnphase – im Fokus hat und dies auch bei schon länger existierenden Wohnprojekten, hier im Besonderen intergenerationellen Wohnprojekten, untersucht. Bekannt ist mir dazu der 2017 erschienene Erfahrungsbericht über die Entstehung des „Wohnprojekts Wien“ und das Leben in selbigem von Barbara Nothegger, der im Kapitel „Halt die Klappe“ auch Konflikte und den Umgang damit beschreibt (Nothegger 2017, S. 134-142). Ausführlich befasst sich die Dissertation von Christine Paul (2013) „In Gemeinschaft leben. Eine Analyse von Ideal und Realität intergenerationeller Wohnprojekte unter der Perspektive von Lern- und Bildungsprozessen“ mit den Erfahrungen in der Zeit der Wohnphase, auf die ich mich bei meiner Analyse vielfach beziehe. Wie auch Zundel (2005, S. 183) bemängelt Paul in ihrem Text die einseitig positive (Selbst)Darstellung und Berichterstattung im Kontext intergenerationeller Wohnprojekte.

„Dies führt dazu, dass Probleme nicht offen kommuniziert werden und mögliche Schwierigkeiten gar nicht erst thematisiert oder in den Veröffentlichungen nur am Rande gestreift werden“ (Paul 2013, S. 36).

In der vorliegenden Arbeit stelle ich die Frage, ob und aus welchen Gründen gemeinschaftliche Wohnprojekte eine passende und zukunftsfähige Antwort auf die demografische Entwicklung und die geänderten Familienstrukturen darstellen, und welche Problem- und Erfolgsfaktoren Bewohner*innen im gemeinsamen Wohnen ausfindig machen.

- Welche Themen oder welche Situationen sind herausfordernd für ein Zusammenleben der Generationen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten?
- Wie gehen die (älteren) Bewohner*innen mit diesen Herausforderungen um?
- Gibt es (präventive) Strategien?
- Welche Lösungen haben sie bisher gefunden?
- Welche Konsequenzen ergeben sich für sie persönlich?

Ziel ist es, möglichen Unterstützungsbedarf offenzulegen und Lösungsstrategien der Betroffenen allgemein zugänglich zu machen. Ideal und Realität sollen thematisiert werden

und damit eine Entscheidungshilfe für Interessent*innen am Leben in Gemeinschaft bieten. Die Ergebnisse der Arbeit können bei der Planung und Realisierung generationenübergreifender Wohnprojekte als unterstützende Grundlage dienen. Für Mediator*innen können sie eine Basis an „Feldkompetenz“ darstellen.

2. Methodik

Gemeinschaftlich orientierte Wohnformen, die Menschen verschiedener Generationen beherbergen, stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit. Um die Perspektive von älteren Menschen zu erfassen, habe ich Interviews in Wohnprojekten durchgeführt. Bevor ich auf die daraus gezogenen Erkenntnisse in Verbindung mit aktueller Literatur eingehe, stelle ich in den folgenden Ausführungen die relevanten Bereiche, Arbeitsschritte und angewandten Methoden dar. Paul (2013, S. 35) hält fest, dass die Forschungslandschaft im Bereich der modernen intergenerationellen Wohngemeinschaften noch an ihren Anfängen steht, die vorliegende Arbeit besitzt somit rein explorativen Charakter.

2.1 Forschungsfragen

Die Ziele meiner Arbeit lassen sich in vier Erkenntnisbereiche gliedern, denen methodisch in unterschiedlicher Weise zu begegnen ist:

- die geschichtliche und gesellschaftliche Relevanz von gemeinschaftlichen Wohnformen und ihr Potenzial für ältere Menschen.
- die aktuelle Wohnsituation und Zufriedenheit von Menschen ab 65 Jahren in generationenübergreifenden Gemeinschaftswohnprojekten.
- die Herausforderungen, die sich im generationenübergreifenden Wohnen ergeben und Lösungsansätze aus Sicht der Interviewpartnerinnen.
- die daraus ableitbaren Empfehlungen für Wohnprojekte und am gemeinschaftlichen Wohnen Interessierte.

Da zum ersten Erkenntnisbereich bereits einiges an Literatur vorhanden ist, habe ich diesen mithilfe einer Literaturanalyse erforscht und mit Vergleichen aus den

Fallbeispielen ergänzt. Die Ausführungen zu den Konstrukten *Alter* (3.2.3.1) und *Generationen* (3.2.3.2) wurden im Gespräch mit Frau Mag.^a Martina Pruckner angeregt, die ich als Expertin für *Eldermediation*, der „Mediationen in alter(n)s- bedingten Konflikten“ (Interview Mag.^a Pruckner), befragt habe.

Der zweite und dritte Bereich wird durch qualitative Interviews abgedeckt, die die Perspektive von Bewohner*innen widerspiegeln. Zusätzlich führte ich ein Expertinnen-interview mit Mag.^a Ursula Wagner, MAS, einer der Initiatorinnen von *WOAL - Wohnen ohne Alterslimit / Verein zur Entwicklung von Lebensperspektiven im Alter*, die einen kritischen Blick auf die Alterskonzepte von generationenübergreifenden Wohnprojekten wirft. Im vierten Erkenntnisinteresse werden abschließend auf Grundlage der Untersuchungsergebnisse in Kombination mit bereits vorhandener Literatur – allen voran Christine Pauls Dissertation „In Gemeinschaft leben“ (2013) und Friedrich Glasls Buch „Selbsthilfe in Konflikten“ – Kriterien und Empfehlungen für Wohnprojekte und daran Interessierte entwickelt.

2.2 Kriterien zur Auswahl der Fallbeispiele

Die Auswahl der Wohnprojekte, aus denen Interviewpersonen angefragt wurden, erfolgte auf der Grundlage der in Kapitel 4.1 definierten Bezeichnung „gemeinschaftliche Wohnprojekte“. Um die aktuellen Beweggründe und Motivationen älterer Menschen zu ergründen, in ein Wohnprojekt zu ziehen, wählte ich nur relativ junge Wohnprojekte aus, die erst in den letzten zehn Jahren (also nach 2010) bezogen wurden. Da für meine Arbeit die Erfahrung des Zusammenwohnens von Bewohner*innen im Alltag entscheidend ist, mussten die Wohnprojekte darüber hinaus seit mindestens zwei Jahren bewohnt sein. Die aufgrund dieser Kriterien ausgewählten gemeinschaftlichen Wohnprojekte werden in Kapitel 5.2 dargestellt und beschrieben.

2.3 Wahl der Erhebungsmethode

Als Erhebungsmethode habe ich teilstandardisierte Interviews gewählt, die mir aufgrund ihrer Offenheit bei gleichzeitiger Fokussierung auf bestimmte Fragestellungen geeignet erschienen. Um sicher zu gehen, dass die für mein Forschungsprojekt relevanten Erkenntnisbereiche erörtert werden, wurden für die Interviews Gesprächsleitfäden entwickelt. Es bestand jedoch von Seiten der Befragten jederzeit die Möglichkeit, von den

vorgegebenen Fragen abzuweichen und eigene Themen und Anliegen einzubringen. Im Sinne von Sachs Pfeiffer (1991, S. 397, zit. nach Fedrowitz/Gailing, 2003, S. 17) betrachte ich die Bewohner*innen als die eigentlichen Expert*innen, sie stehen dementsprechend im Vordergrund der Befragung.

Alle Interviews folgten im Groben dem zuvor konzipierten Leitfaden und wurden mit Hilfe eines Tonaufnahmegeräts aufgezeichnet. Die forschungsrelevanten Abschnitte wurden anschließend transkribiert und ausgewertet.

3. Relevanz gemeinschaftlicher Wohnformen

3.1 Geschichtlicher Rückblick

Fedrowitz/Gailing (2003, S. 19-21) weisen darauf hin, dass bis ins 19. Jahrhundert Gemeinschaft als strukturelles Element des Wohnens eine „den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Sicherung des wirtschaftlichen Überlebens geschuldete Selbstverständlichkeit“ war (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 20). „Menschliches Wohnen [sei] immer schwerpunktmäßig gemeinschaftliches Wohnen gewesen – und dies unabhängig vom aktuellen begrifflichen Verständnis von Haushalt und Familie“ (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 19). Dies trifft auf die Wohnformen der Steinzeit zu und auch noch auf die dominierende Haushalts- und Wirtschaftsform im Mittelalter – das sogenannte „Ganze Haus“ – wozu neben der Großfamilie auch die Tagelöhner, Gesellen und Hausbediensteten zählten. Bei einem adeligen Grundherren oder Vollbauern konnten diese auf gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeiten beruhenden Wohnstrukturen bis zu 50 Menschen umfassen (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 19-20). Auch in mittelalterlichen Dörfern und Städten war „Gemeinschaft ein strukturelles Element, das sich (...) auf zahlreiche Lebensbereiche erstreckte, die heute in den Verantwortungsbereich der jeweiligen Einzelhaushalte fallen“ (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 20).

Mit Beginn der Industrialisierung reduzierten sich diese gemeinschaftlichen Bestandteile im Wohnen deutlich. Ein Großteil der Arbeiten wurden nun außer Haus organisiert und „nicht verwandte (...) Haushaltsmitglieder aus dem Haushalt des ‘Ganzen Hauses’ ausgegrenzt“. Die Familie wurde emotionalisiert und intimisiert, auch entfernte Verwandte

verschwanden aus dem gemeinsamen Haushalt. „Zurück blieben als die soziale Einheit des modernen Wohnens Eltern mit ihren Kindern” (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 20). Auch in den Städten und Dörfern verlor die Gemeinschaft als strukturelles Element zunehmend an Bedeutung.

Die Vorläufer der heutigen Gemeinschaftswohnprojekte basieren auf einem „Wille(n) zur Reform und zur Suche nach dem Mehrwert von Gemeinschaft in einer sich individualisierenden Gesellschaft” (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 21). Erst seit diesem Verlust von Gemeinschaft als strukturellem Element des Wohnens kann von einer „Ideengeschichte gemeinschaftlichen Wohnens” gesprochen werden (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 20).

Diese Ideengeschichte reicht zurück bis ins 18. Jahrhundert. In Europa und Amerika gab es damals utopistische Siedlungsbestrebungen, die ein Leben und Arbeiten sowie Bildung in der Gemeinschaft als Weg zur idealen Gesellschaft entwarfen und zum Teil in der Realität erprobten (Paul 2013, S.13). Vorrangiges Ziel war eine Änderung der Gesellschaftsform, die die Organisation der Arbeit, des Familienlebens und die Eigentums- und Herrschaftsverhältnisse umfasste. Die Visionen vom „anderen Wohnen” waren ein wichtiger Bestandteil zur Erreichung dieses Zieles (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 21).

Das sogenannte *Phalanstère* von Charles Fourier (1772–1837) ist ein umfassender Entwurf einer solchen gemeinschaftlichen Lebensform. Der Gesellschaftstheoretiker und Vertreter des utopischen Sozialismus plante darin landwirtschaftliche oder industrielle Produktions- und Wohngenossenschaften, die im Idealfall 1620 Menschen beherbergen sollten. Nach dem Grundriss von Schloss Versailles sollte die Grundstruktur dieses Kollektivhauses aus drei Trakten bestehen: Werkstätten und Schlafräume in den beiden Seitenflügeln und der gemeinschaftliche Speisesaal sowie weitere öffentliche Bereiche im zentralen Flügel (Nothegger 2017, S. 33, Wikipedia 2020, *Phalanstère*). Fouriers Vision sah vor, die Familienhaushalte aufzulösen und die Erziehung der Kinder ebenso wie Kochen, Waschen und andere Haushaltstätigkeiten gemeinschaftlich zu organisieren.

Nachdem einige Versuche der Umsetzung in Frankreich, Rumänien und den USA nach nur wenigen Jahren scheiterten, gelang es Jean-Baptiste André Godin in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit seinem ersten *Famillistère*, Fouriers Ideen in der französischen Gemeinde Guise umzusetzen. Erst in den 1960er Jahren wurde dieses Genossenschaftsmodell aufgelöst, bis heute sind jedoch Teile des Komplexes bewohnt, auch kulturelle

Veranstaltungen finden noch vor Ort statt (Nothegger 2017, S. 33, Wikipedia 2020, *Phalanstère*).

Als Antwort auf die herrschende Wohnungsnot wurden um 1900 erste Baugenossenschaften mittels Zusammenschluss von Arbeiterfamilien gegründet, um somit kostengünstigen Wohnraum zu schaffen (Nothegger 2017, S. 33). Der gemeinnützige Wohnungsbau erlebte dank gesetzlicher Änderungen einen raschen Aufschwung und zahlreiche modellhafte Siedlungen mit Gemeinschaftseigentum, genossenschaftlicher Selbstverwaltung und Gemeinschaftseinrichtungen entstanden (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 22). Viele der heutigen gemeinschaftlichen Wohnprojekte fußen auf genossenschaftlichen Modellen, indem sie sich entweder bereits existierenden Genossenschaften anschlossen oder eigene gründeten (Paul 2013, S. 16-17).

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts konzentrierte sich die Wohnungspolitik primär auf den einzelnen Familienhaushalt, gemeinschaftliche Wohnformen traten in den Hintergrund, wobei die Nachbarschaftsidee jedoch „als normatives Siedlungsmodell und Grundbestandteil baulich-räumlicher Konzepte stets aktuell“ blieb (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 23-24).

Der 1968er-Bewegung schließlich entsprangen eine Vielzahl von ideologisch geprägten gemeinschaftlichen Wohnformen mit häufig radikalen Antworten auf die „absolute Dominanz rein familialer, nicht-gemeinschaftlicher und technokratischer Wohnkonzepte“ (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 24). Familienstrukturen sollten durch die Verwirklichung des gemeinsamen Lebens kulturell und politisch Gleichgesinnter ersetzt werden (Holz/Muus/Walberg 2015, S. 12). Hierzu zählen auch die klassischerweise oft mit kollektiven Wohnformen assoziierten Kommunen, etwa die in den 1990er Jahren stark in die Kritik geratene Otto-Muehl-Kommune in Wien und im Burgenland.

Schon in den 1970er Jahren „löste sich der Trend zu gemeinschaftsorientiertem Wohnen aber zunehmend von seinen oppositionell-alternativen Wurzeln“ (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 24), bzw. entwickelten sich die Kommunen weiter. In ganz Europa entstanden umweltgerecht und ressourcenschonend geführte Öko-Dörfer auf dem Land, in Österreich etwa die erste Cohousing-Siedlung *Der Lebensraum* in Gänserndorf.

In den Städten kam es in den 1970er Jahren bei Protesten gegen Immobilienspekulation und mangelndem Wohnraum zu Hausbesetzungen, woraus in der Folge durch Gründung von Genossenschaften oder Vereinen vielfach legale Wohnprojekte entstanden (Nothegger 2017, S. 36-37). Das *Mietshäuser Syndikat*, ein nicht-kommerzieller Projektverbund mit

dem Ziel, Gemeinschaftsprojekte bei der Entprivatisierung ihrer Immobilien zu unterstützen, ging aus dieser Bewegung hervor und verhalf etwa dem Linzer Hausprojekt *HabiTAT* zu seiner Entstehung (Nothegger 2017, S. 38).

Das bekannteste und europaweit richtungsweisende Wohnprojekt Österreichs ist die *Sargfabrik* in Wien, die 1996 bezogen wurde und bis heute existiert (Nothegger 2017, S. 39).

Zahlenmässig sind gemeinschaftlich orientierte Wohnformen heute immer noch kaum relevant. Der Anteil gemeinschaftlich orientierter Wohnformen am Wohnungsmarkt hat jedoch seit einigen Jahren stark zugenommen und die gesellschaftliche Relevanz von Wohnprojekten, die gemeinschaftliches Wohnen älterer Menschen oder generationenübergreifendes Wohnen mit älteren Menschen zum Ziel haben, steigt (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 24). Den meisten Wohnprojekten geht es heute nicht mehr darum, gesellschaftliche Verhältnisse gezielt zu verändern. Sie „entstehen vielmehr aus der Notwendigkeit jedes Einzelnen, sich dem gesellschaftlichen Wandel zu stellen und nach Möglichkeiten zur Realisation persönlicher Wohn- und Lebenswünsche, bzw. nach Lösungen individueller Problemlagen zu suchen“ (Paul 2013, S. 18). Wohnprojekte für gemeinschaftliches Wohnen können eine Antwort sein auf die Herausforderungen der alternden Gesellschaft, in der die Zeitspanne des Altseins immer länger wird (MGEPA 2010, S. 5). Durch die höhere Lebenserwartung sowie das allgemein gute Gesundheitssystem teilen heute die Generationen einen immer größer werdenden Lebensabschnitt gemeinsam, „der von beiden Seiten ausgefüllt werden darf, kann bzw. muss“ (Paul 2013, S. 58; vgl. auch Lüscher/Liegle 2003, S. 78).

Im folgenden Kapitel sollen mittels einer Analyse vorhandener Literatur die gesellschaftlichen Potenziale von Gemeinschaftswohnprojekten untersucht werden.

3.2 Potenziale von Gemeinschaftswohnprojekten

Fedrowitz/Gailing (2003, S. 46) unterscheiden in ihrer Arbeit zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten zwischen *ökonomischen*, *ökologischen* und *sozialen* Potenzialen. Ihr Ziel ist es zu zeigen, dass die „Entwicklung und Unterstützung von Gemeinschaftswohnprojekten ein strategisches Element für die Stadtentwicklung“ sein könnte. In den folgenden Kapiteln sollen einige ihrer Erkenntnisse – ergänzt durch weitere

Untersuchungen – zusammenfassend aufgegriffen werden, um sie in Bezug zu meiner Arbeit zu setzen. Da ökologische oder ökonomische Überlegungen im Rahmen dieser Arbeit nicht im Vordergrund stehen, werden nur kurz einige Aspekte skizziert, die auch in den von mir untersuchten Wohnprojekten zum Tragen kommen.

Ausführlicher soll auf soziale Potenziale von gemeinschaftlichen Wohnprojekten, besonders unter dem Aspekt des Alters, eingegangen werden. Denn: „Ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe zu erleben, Hilfe im Alltag zu erhalten und sich für die Gruppe zu engagieren werden mit zunehmendem Alter bedeutsamer“ (Gierse/Wagner 2012, S. 75).

3.2.1 Ökologische Potenziale

Für viele gemeinschaftliche Wohnprojekte, die in den vergangenen Jahren in Österreich entstanden, hat ihrer Selbstbeschreibung folgend Ökologie einen besonderen Stellenwert. Das *Wohnprojekt Wien* möchte eine „Keimzelle der Nachhaltigkeit“ sein (<https://wohnprojekt.wien>), *Pomali* legt ein besonderes Augenmerk auf den „nachhaltigen Lebensstil“ (http://www.pomali.at/ueber_uns/index.html), *B.R.O.T. Pressbaum* möchte durch die Wohnform den ökologischen Fußabdruck verkleinern (<https://www.brotpressbaum.at/vision/>) und im Wohnprojekt *Mauerseglerei* stellt die Ökologie eine der vier Säulen der Gemeinschaft dar (<https://website.mauerseglerei.at/doku/leben/oekologie>). Die ökologischen Standards sollen einerseits durch die gemeinsame Nutzung von Räumen wie Waschküchen, Gästewohnungen oder Gemeinschaftsküchen umgesetzt werden, oft gibt es darüber hinaus Carsharing, Foodcoops und/oder gemeinschaftlich bepflanzte Gärten. Zugleich wird oft schon bei der Errichtung der Häuser auf die verwendeten Materialien geachtet und etwa in Passivbauweise gebaut. Beim gemeinschaftlichen Wohnprojekt *GeNaWo* in Garsten hingegen wurde ein denkmalgeschützter Vierkanter restauriert und für 20 Wohnparteien zugänglich gemacht. So wurde nicht nur Altes bewahrt und Ressourcen geschont, sondern es wurde auch der Zersiedelung durch Einfamilienhäuser auf dem Land entgegengewirkt (<http://genawo.at/ueber-uns/>).

Fedrowitz/Gailing (2003, S. 49) weisen darauf hin, dass „die Durchsetzung ökologischer Ziele im Wohnbereich“ letztlich dennoch „vom Wissen, der Selbstdisziplin und der Bereitschaft der Bewohner“ abhängt. Ökologisches Wohnen ist ohne ökologisches Verhalten nicht möglich, was wiederum innovatives Lernen voraussetzt. „Dies geschieht

durch konkrete Erfahrung, durch Benutzen, durch Bearbeiten und in sozialer Interaktion“, was in gemeinschaftlichen Wohnprojekten aufgrund der intensiven Kommunikations- und Interaktionsprozesse sowohl in der Bau- als auch in der Wohnphase begünstigt wird (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 49-50).

Fedrowitz/Gailing (2003, S. 52) wagen im Anschluss an die Ausführungen die These, „dass es dort zu den größten Lernfortschritten auf dem Weg zu ökologischem Wohnen und Leben (...) kommt, wo es am meisten Gemeinschaftlichkeit, Nachbarschaft und Selbsttätigkeit gibt.“ Hier haben somit Gemeinschaftliche Wohnprojekte ein großes Potenzial.

3.2.2 Soziale Potenziale

Fedrowitz/Gailing (2003, S. 52-61) beschreiben verschiedene soziale Potenziale, welche sie für die Strategie sozialer Stadterneuerung und Stadtentwicklung für relevant halten, die jedoch nicht in jedem Gemeinschaftswohnprojekt realisiert sein müssen. Genannt werden gesellschaftliche Vorteile durch den innovativen Charakter vieler Projekte, integrative Potenziale durch die vielfach explizite multikulturelle Orientierung, oder das unterstützende Potenzial nachbarschaftlichen Wohnens für Familien und insbesondere für Alleinerziehende.

Nicht außer Acht gelassen werden sollte das soziale Lernen, das in Gemeinschaftswohnprojekten durch intensive Auseinandersetzung zwischen den Bewohner*innen passiert. Die Selbstorganisation stellt sehr hohe Ansprüche an die Kommunikations- und Konfliktfähigkeit der Mitglieder.

Im Folgenden soll ausführlich auf soziale Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte mit Bezug auf die demographische Entwicklung eingegangen werden. Die Alterung unserer Gesellschaft ist heute ein bekanntes Phänomen: Die steigende Lebenserwartung führt dazu, dass die Menschen immer älter werden und gleichzeitig der Anteil älterer Menschen in der Gesamtbevölkerung steigt. Alter und Altenbilder befinden sich in einem Wandlungsprozess (Ihlenfeldt 2006, S.6).

3.2.3 Alter(n) im Wandel

In einem kurzen Diskurs möchte ich die in engem Zusammenhang stehenden Begriffe *Alter* und *Generationen* bestimmen, um dabei auch das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis der Begriffe offenzulegen.

3.2.3.1 Exkurs: Alter(n)

Die Weltgesundheitsorganisation WHO bezeichnet 60 bis 75 jährige als *ältere* Menschen, 75 bis 90 jährige als *alt* und darüber als *hochbetagt*. Ähnlich neutral beschreibt Gönert-Stuckmann (2010, S. 13) in ihrem Ratgeber „Wohnen im Alter – planen und organisieren“ *Alter* zunächst aus entwicklungspsychologischer Perspektive als die letzte der vier großen Lebensphasen, nach Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter. Darin enthalten sind die „jüngeren Alten“ (60-75 Jahre), die „relativ fit sind und sich körperlich wie geistig gesund und mobil fühlen“. Darauf folgen Menschen ab 76 Jahren, die ein „erkennbar größeres Risiko tragen zu erkranken, ihre körperliche und/oder geistige Leistungsfähigkeit zu verlieren oder pflegebedürftig zu werden.“ Natürlich gibt es innerhalb der genannten Gruppen große interindividuelle und auch kulturelle Unterschiede, die sich nicht anhand des Geburtsdatums allein festmachen lassen (Paul 2003 S. 58, Ihlenfeldt 2006, S. 7). Alter ist somit keine objektive Größe, es gelten „je nach Blickwinkel (...) unterschiedliche Definitionen und Schwerpunkte“. „Alter“ kann mit Weisheit, Erfahrung und Gelassenheit verbunden werden, gleichzeitig jedoch mit Einsamkeit, Ausgrenzung, Gebrechlichkeit und Krankheit (Gönert-Stuckmann 2010, S. 12-13). Im Spannungsfeld dieser Pole lassen sich klassische Alterstheorien verorten, wobei das defizitorientierte Modell aus den 1960er Jahren vom durch die Erkenntnisse zum lebenslangen Lernen gestärkten ressourcenorientierten Kompetenzmodell abgelöst wird (Paul 2013, S. 57-58). Henning Scherf, der – selbst in einem Wohnprojekt wohnend – das Buch „Was im Alter möglich ist“ geschrieben hat, verortet ein Umdenken. „Die Massenmedien diskutieren das Alter mittlerweile auch als Chance und nicht nur als Schicksal“ (Scherf 2006, S. 60). Scherf (2006, S. 167) schreibt: „Alt zu werden ist eine überaus individuelle Angelegenheit. Der eine wird vielleicht seinem Job nachtrauern, der andere wird jetzt erst richtig aufdrehen und seine Freiheit genießen, und ein Dritter vielleicht viel weniger tun wollen“. Auch der Begriff „Altern“ hat viele Seiten und kann

„als Bezeichnung einer Phase im Leben, die wie alle anderen auch mit besonderen Stärken und Schwächen verbunden ist“ verwendet werden (Gönert-Stuckmann 2010, S.13).

So wie das Alter ist auch der Generationenbegriff komplex und vielschichtig. Auch hier bedarf es einer Begriffsannäherung und -offenlegung.

3.2.3.2 Exkurs: Generation

„Das Konzept der Generation dient dazu, Akteure (...) hinsichtlich ihrer sozial-zeitlichen Positionierung in einer Bevölkerung, einer Gesellschaft, einem Staat, einer sozialen Organisation oder einer Familie zu charakterisieren und ihnen Facetten ihrer sozialen Identität zuzuschreiben“ (Lüscher et al. 2010, S. 33).

Nach Lüscher/Liegle (2003, S. 38) wurde lange Zeit eine Spanne von ca. 33 Jahren als Dauer einer Generation betrachtet, die sich durch die Schnelllebigkeit der modernen Welt jedoch deutlich verkürzt hat. Der Generationenbegriff kann in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen beschrieben werden, wobei im Zusammenhang mit Wohnprojekten besonders der „historisch-gesellschaftliche Generationenbegriff“ relevant ist. Die Zugehörigkeit zu einer Generation lässt sich nicht allein am Geburtsjahrgang festmachen, ausschlaggebend sind vielmehr gemeinsame Erfahrungen, die zu gemeinsamen Werten und Werthaltungen führen (Karl Mannheim 1964, zit. nach Paul 2013, S. 42). Wie oben bereits ausgeführt, wächst durch die höhere Lebenserwartung der geteilte Erfahrungsraum zwischen älteren und jüngeren Generationen, wodurch auch dies keine klare Unterteilung mehr ermöglicht (vgl. Paul 2013, S. 43). Dennoch wirken Generationen „polarisierend“ und bestimmen sich vielfach durch Differenzen, das heißt „ich weiß in der Regel, welcher Generation ich nicht angehöre“ (Paul 2013, S. 45). Umgekehrt „existiert innerhalb ein und derselben Generation eine Nähe, welche auch sich im Alltag ansonsten fremde Personen einschließt“ (Paul 2013, S. 45). Wir umgeben uns tendenziell gerne mit Menschen, die uns ähnlich sind: Junge Mütter sind z.B. gerne mit anderen jungen Müttern zusammen (Nothegger S. 51). „Sie denken, handeln auf ähnliche Weise und nehmen die Welt vergleichbar wahr“ (Paul 2013, S. 45). „Zwischen den Angehörigen von zwei und mehr Generationen (...) gibt es soziale Beziehungen, die durch das Bewusstsein der Generationenzugehörigkeit und der sich daraus ergebenden Gemeinsamkeiten und Differenzen geprägt sind (...)“ (Lüscher et al. 2010, S. 37). Nach Lüscher et al. (2010, S. 38-39) provoziert „die dynamische Differenz zwischen

Generationen notwendigerweise Konflikte“, gleichzeitig kommen solidarische Einstellungen und Verhaltensweisen vor, weshalb sie das Konzept der *Generationen-ambivalenz* vorschlagen. Damit soll auf das hohe „Potenzial für Ambivalenzerfahrungen“ durch *gleichzeitig* konflikthaft *und* solidarische Generationen-beziehungen verwiesen werden, die „ihre Wurzeln in der Einsicht gleichzeitiger Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit“ haben (Lüscher et al. 2010, S. 29).

Zusammenfassend soll betont werden, dass sowohl Alter als auch Generationen *Konstrukte* sind, die weit mehr umfassen als das einfache kalendarische Alter einer Person (Paul 2013, S. 47). Sie sind unter anderem stark von der eigenen aktuellen Lebenssituation und früheren Erfahrungen geprägt. Unter demographischen Gesichtspunkten sind Kohorten „als Gesamtheit der Menschen, die innerhalb eines Zeitraums geboren wurden“, die wichtigsten strukturellen Einheiten (Lüscher et al. 2010, S. 41). Ich habe sie deswegen bei der Auswahl generationenübergreifender Wohnprojekte und meiner Interviewpartnerinnen als entscheidenden Faktor gewählt.

Der Vielfalt des Alters kann keine Alterstheorie wirklich gerecht werden und so verschieden wie die Menschen können auch ihre Wohnbedürfnisse sein. „Die einen Senioren bevorzugen Rückzugsmöglichkeiten, andere wollen weiter machen wie bisher und wieder andere benötigen Anregung und Integration“ (Ihlenfeldt 2006, S. 14). Gutmann/Reppé (2008, S. 6) sprechen generell von einem „Mosaik aus verschiedenen Lebensabschnitten“, sogenannter „Multigrafie“, die „in allen ihren Phasen unterschiedliche Lebensstile, Lebenskrisen und Wohnbedürfnisse“ erzeugt. „Das Wohnungsangebot muss in Zukunft daher vielfältig, flexibel und an die neuen biografischen Freiheiten bzw. verschiedenen Lebenszyklen anpassbar sein. Dies gilt insbesondere für eine Gesellschaft, die demografisch älter und bunter wird“ (Gutmann/Reppé 2008, S. 6). Noch wohnen weniger als ein Prozent aller Deutschen über 65 Jahre in einer alternativen Wohnform. Die meisten wollen so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden bleiben (Nothegger 2017, S. 129). Für Nothegger liegt das unter anderem daran, „dass viele keine attraktiven Alternativen zum Altenheim kennen - und dass es tatsächlich zu wenige Angebote gibt“ (ebd.). „(...) Vielleicht wird gemeinschaftliches Wohnen im Alter nie die durchgängige Lebensform sein. Aber ich bin mir sicher, dass das Interesse daran weiter wachsen wird.

Anders lässt sich unser bevölkerungspolitischer Spagat – immer mehr Alte, immer weniger Kinder – auch gar nicht aushalten” (Scherf 2006, S. 147)

Durch die höhere Lebenserwartung wird „das Alter, die Nachberufs- /Nachfamilienphase (...) zur längsten Lebensphase” und die Lebensplanung in dieser Phase gewinnt an Bedeutung. Nach Austritt aus dem Beruf können sich Menschen heutzutage generell auf viele Jahre ohne massive gesundheitliche Einschränkungen freuen. Das „junge Alter” oder auch „autonome Rentenalter” (Gutmann/Reppé 2008, S. 9) kann sogar als neu hinzukommender, vierter Lebensabschnitt betrachtet werden (Ihlenfeld 2006, S. 6-7). Was aber machen die „jungen Alten” mit der Zeit zwischen Berufsleben und Altendasein? „Viele nutzen sie als einen ‘zweiten Frühling’, um all die Dinge zu erleben oder auszuprobieren, zu denen sie vorher nicht gekommen sind” (Gönert-Stuckmann 2010, S. 17). „Sie suchen nach Wegen, ihre hinzugewonnene Lebenszeit sinnvoll zu füllen” (Paul 2003, S. 58). „Die Analysen von Wohnungsmarktstudien zeigen klar, dass die zahlenmäßig besonders starke Gruppe der Menschen in der nachfamiliären Lebensphase bzw. im jungen Rentenalter in Zukunft eine der wichtigsten Nachfragegruppen auf dem Wohnungsmarkt darstellen. Dies gilt damit wohl auch für den Teilmarkt der gemeinschaftlichen Wohnformen wie z.B. Wohngruppen-Projekten” (Gutmann/Reppé 2008, S. 9).

Im Unterschied zu früheren Generationen haben die Pensionist*innen von heute „die meiste Zeit ihres Lebens im Frieden verbracht und sich wie kaum eine andere Generation vor ihnen mit der Entwicklung eigener Ziele und Ideale befassen können” (Gönert-Stuckmann 2010, S. 17). Dass das Leben nicht wie früher „hauptsächlich aus Arbeit und Sicherung der Grundbedürfnisse” bestehe, führe „zu einem anderen Bewusstsein von sich selbst, das mehr von Eigenständigkeit und Mitbestimmung als von Versorgungsdenken geprägt ist” (ebd.). Dies, so Gönert-Stuckmann (2010, S. 17), zeige sich auch in den Wohnbedürfnissen der „neuen Alten”. Das vorrangige Ziel ist nun nicht mehr eine frühe, umfassende Sicherheit, sondern mehr Selbstverantwortung und Mitbestimmung bis ins hohe Alter.

3.2.4 Soziale Potenziale für ältere Menschen

Die zuvor beschriebenen sozialen Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte können natürlich in gleicher Weise von Personen in höherem Alter genutzt werden. Hier sollen

nun zusätzliche Potenziale für ältere Menschen diskutiert werden, die im Hinblick auf die zuvor beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen eine besondere Relevanz erhalten.

3.2.4.1 Mitbestimmung

Die mangelnde Selbstbestimmung in herkömmlichen Altersheimen machen diese schon seit den 1970er Jahren für ältere Menschen zunehmend unattraktiv. Auf der Suche nach Alternativen entwickelten sich anfangs altershomogene Projekte, später entstanden zunehmend generationengemischte Wohnformen (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 58). „Die Lebensstile alter Menschen ändern sich. Wir müssen lernen, die Alten nicht auf ein unterforderndes Amüsierleben und danach auf ein massenhaft zu versorgendes Pflegeproblem zu reduzieren. Weil alte Menschen teilhaben wollen an unserer Gesellschaft (...)” (Scherf 2006, S. 85). Scherf (2006, S. 85-86) schreibt weiter: „Wir Älteren wollen uns beteiligen, uns einmischen” und er prophezeit: „Eine Gesellschaft, die ihre alt gewordenen Mitglieder am Leben beteiligt, wird auch weniger Probleme mit der Pflege haben” (S. 90). Ein aktives Leben und Engagement sowie das Gefühl, gebraucht zu werden, sind wichtige Inhalte für die Lebenszufriedenheit. Und die bessere Gesundheit bis ins hohe Alter macht es möglich, dass diese Wünsche wahr werden (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 177).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte bieten aufgrund ihrer Selbstverwaltung und der zugrundgelegten Hierarchielosigkeit ein großes Potenzial an Mitbestimmung und Teilhabe. „Insbesondere für ältere Menschen bieten Wohnprojekte nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben neue Aktionsfelder, auf denen sie sich engagieren und Dauerhaftes schaffen können” (Kiele/Riege 2011, S.4). Der Grad der Selbstorganisation ist zwar von Projekt zu Projekt verschieden, die Organisation des Zusammenlebens etwa ist aber immer Aufgabe der Bewohner*innen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind somit auf deren Engagement angewiesen, sie „gewinnen ihre Energie aus der Aktivität ihrer Mitglieder” (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 178).

3.2.4.2 Gemeinschaft gegen Isolation

Die „stetig schrumpfende(n) Haushaltsgrößen und ein dramatischer Rückgang der klassischen Haushaltsformen (...) verändern die Wohnungsnachfrage drastisch”

(Gutmann/Reppé 2008, S. 7). Die fortschreitende Individualisierung der Gesellschaft und der Familienstrukturen führt zu einer steigenden Anzahl von Einpersonenhaushalten. „Aktuell werden 350.000 aller 771.000 Wiener Haushalte von nur einer Person bewohnt. Diese Zahl wird laut Prognosen der Österreichischen Raumordnungskonferenz bis zum Jahr 2031 von den derzeit 44% auf 51% ansteigen“, womit in Wien die Mehrheit der Haushalte Singlehaushalte sein werden. Ältere Menschen stellen mit 51% die größte Gruppe der Singles dar, „wobei man zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles unterscheiden muss. Im Alter nimmt die Gefahr zu, der Gruppe der unfreiwilligen Singles anzugehören, was mit einer sozialen Verarmung einhergeht“ (Brandl/Gruber 2014, S. 12-13).

Neben dem schon mehrmals genannten Rückgang der klassischen Kernfamilie ist zudem zu beobachten, „dass verwandtschaftliche Kontakte oft nicht mehr in räumlicher Nähe gepflegt werden können“ (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 177). Der Ausbildungs- oder Arbeitsplatz führt Kinder in andere Gemeinden, Städte oder Länder, und sie kehren auch später meist nicht mehr in ihre Heimatgemeinde zurück. Über die familiäre Ebene hinaus ist auf sozialer Ebene zudem folgendes erkennbar: Die Zugehörigkeit und die Bedeutung von integrierenden Institutionen wie z.B. die der Kirche verblassen immer mehr, wodurch die Einbindung und die soziale Identifikation abnehmen. Hinzu kommt, dass mit zunehmendem Alter der Aktionsradius kleiner wird, und die Menschen immer mehr Zeit zuhause verbringen, wodurch sich soziale Kontakte weiter verringern (ebd.). Für viele ältere Menschen ist die drohende Einsamkeit eine große Herausforderung (Nothegger 2017, S. 131). Sie sind vor die Aufgabe gestellt, „aus eigener Kraft Beziehungen aufzubauen und aufrecht zu erhalten“ (Fedrowitz/Gailing 2003, S. 56). Um einer Vereinsamung im Alter zu begegnen, ist die Schaffung eines emotionalen Rückhalts von großer Bedeutung. Hier können neue Formen von Nachbarschaft und Gemeinschaft wie etwa gemeinschaftliche Wohnprojekte eine wichtige Rolle spielen (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 177). Sie haben das Potenzial, der Isolation älterer Menschen entgegenzuwirken oder diese von vornherein zu verhindern. „Insbesondere in Mehrgenerationen-Projekten können ältere Bewohner mitten im Leben stehen und aktiv an der Gemeinschaft teilnehmen“ (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 181). Der Gemeinschaftsgedanke spiegelt sich schon in der baulichen Berücksichtigung von Gemeinschaftsflächen wie Gemeinschaftsküchen, Gemeinschaftsgärten, Saunen oder Veranstaltungsräumen. Die Architektur fördert somit Kommunikation und unkomplizierte Treffen zwischen den

Bewohner*innen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte bergen das Potenzial für affektive Unterstützung in Form von Beziehungsnetzen, die emotionalen Rückhalt vermitteln, sowie instrumenteller Unterstützung in Form von praktischen Hilfen und Dienstleistungen (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 181).

Trotz vielfältiger Angebote und Wünsche lebt ein erheblicher Anteil älterer Menschen allein in einer Wohnung (Fedrowitz/Gailing S. 27). Doch es wächst die Zahl an Personen, „die sich ein Älterwerden in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt vorstellen können: Es sind rund zwölf Prozent der 65- bis 85-Jährigen, so die “Generali Altersstudie” aus 2012“ (Nothegger 2017, S. 131). Vielfach sind jedoch Eigeninitiative und Selbstverantwortung gefragt. „Gerade Wohnen, einer der entscheidenden Faktoren für das Wohlbefinden im Alter, braucht eigene Ziele und Vorstellungen bezüglich der Art, wie man alt werden möchte. Alter ist heute eine individuelle Gestaltungsaufgabe, der sich keiner entziehen kann“ (Ihlenfeldt 2006, S. 12).

3.2.4.3 Gegenseitige Hilfe

Gemeinschaftliche Wohnprojekte teilen den Wunsch nach gegenseitiger Unterstützung, die über die gewöhnliche nachbarschaftliche Hilfe hinausgeht (Paul 2013, S. 25). Dies betrifft sowohl altershomogene wie auch altersheterogene Projekte. Das kann zum Beispiel die gemeinschaftliche Organisation von Einkäufen oder der Kinderbetreuung sein. Aus dem Zusammenspiel von Alt und Jung ergeben sich in Mehrgenerationen-Wohnprojekten besondere Synergieeffekte, wovon alle Altersgruppen profitieren (Fedrowitz / Matzke S. 2013, S. 185).

Vor dem schon mehrfach beschriebenen Hintergrund der Auflösung traditioneller Familienstrukturen zeigen sich weitere Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte: Ausgeprägte nachbarschaftliche Hilfe macht es älteren Menschen möglich, länger in ihrer Wohnung zu bleiben und der Unterstützungsbedarf von außen sinkt (Brandl / Gruber 2014, S. 12; Nothegger 2017, S. 132). Der Zeitpunkt des Pflegebedarfs kann also durch die unkompliziert zur Verfügung stehende soziale Unterstützung nach hinten verschoben werden. Die soziale Vernetzung kann „gerade älteren Menschen helfen (...), trotz gesundheitlicher Einschränkungen ihren Alltag zu meistern“ (Nothegger 2017, S. 131). „Jahrtausendlang hat der Mensch in größeren Netzwerken zusammengelebt – warum

sollte ausgerechnet jetzt, da die klassische Kleinfamilie zunehmend an Schwindsucht leidet, dieses alte Modell nicht wieder funktionieren?“ (Scherf 2006, S. 89).

Ich möchte dieses Kapitel über soziale Potenziale mit einem zusammenfassenden Zitat von Mensch (2011) abschließen.

„Gemeinschaftliches Wohnen erhöht nicht nur die Lebensqualität der Bewohner, sondern mildert Folgen des demographischen Wandels ab, entspricht aktuellen politischen Forderungen wie jener nach mehr Eigenverantwortung und passt zu gesellschaftlichen Strömungen, z.B. den sich verändernden Familienstrukturen. (...) Je mehr gemeinschaftliche Wohnprojekte wir haben, umso besser“ (Mensch 2011, S. 11).

3.2.5 Ökonomisches Potenzial

Ohne hier allzu tief in das Thema einzutauchen möchte ich abschließend ökonomische Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte erwähnen, da Einsparungen beim Wohnen gerade in der Pension für viele Menschen interessant oder sogar notwendig sind.

In der Gruppe lässt sich unkompliziert ressourcensparend bauen und gemeinsame Infrastruktur nutzen. „Die Senkung der Finanzierungskosten durch nachhaltiges Bauen kann, nicht nur für einkommensschwächere Personengruppen, eine erhebliche Erleichterung bei der Gestaltung und Verwirklichung der eigenen Wohnsituation bedeuten“ (Holz/Muus/Walberg 2002, S. 15). Durch das Vorhandensein von Gemeinschaftsflächen, -räumen und -anlagen ist es zudem möglich, die individuellen Wohnflächen zu reduzieren. „Auch die gemeinsame Nutzung von Werkzeugen oder Autos kann zu Kosteneinsparungen führen“ (Fedrowitz/ Gailing 2003, S. 57).

Wie im vorangegangenen Kapitel dargelegt, können nachbarschaftliche Hilfen für ältere Menschen den externen Dienstleistungsbedarf zeitlich nach hinten verschieben, was sich auch in geringeren volkswirtschaftlichen Ausgaben niederschlägt (Brandl/Gruber 2014, S. 12).

Fedrowitz/Matzke (2013, S. 185) sehen in gemeinschaftlichen Wohnformen nicht nur eine Möglichkeit für ältere Menschen, „ihr Leben länger selbstständig und selbst- bestimmt zu gestalten“, sondern aufgrund der höheren Lebens- und Wohnqualität auch eine „präventive Wirkung für die Gesundheit“. Eine länger gesünder lebende Gesellschaft bedeutet wiederum auch „volkswirtschaftliche Einsparungen durch verminderte ambulante oder gar stationäre Versorgungsleistungen“ (Brandl/Gruber S. 109).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Gemeinschaftliche Wohnprojekte ein großes Potenzial für ältere Menschen besitzen. Sie fördern die Energiebilanz und gegenseitiges Helfen, reduzieren dabei die Notwendigkeit von mobilen Diensten und machen das Leben durch die gemeinsame Nutzung von Energie, Flächen und Ausstattungsgegenständen billiger und effektiver, was vielen älteren Menschen in der Pension zugute kommt.

„In Gemeinschaft zu leben, könnte eine Möglichkeit sein, die Gesundheit zu erhalten und Depressionen zu verhindern“ (Mahdavi/Brandl/Kiesel 2011, S. 12).

3.3 Konfliktpotenziale

„Wo Menschen eng zusammenleben, prallen auch unterschiedliche Auffassungen aufeinander“ (Nothegger 2017, S. 136), und so gibt es in gemeinschaftlichen Wohnprojekten neben den vielen beschriebenen Vorzügen auch ein hohes Konfliktpotenzial. Bevor im fünften Kapitel untersucht wird, ob und in welcher Form die von mir interviewten Bewohnerinnen die beschriebenen Potenziale in der eigenen Wohnrealität umgesetzt sehen, möchte ich zunächst in einer kurzen Zusammenfassung grundlegende Ansätze der Konflikttheorie und in der Literatur beschriebene klassische Herausforderungen und Lernfelder im Zusammenleben darlegen. Und damit auch mein drittes Erkenntnisinteresse auf wissenschaftlicher Basis untermauern.

Gemeinschaftliche, im Besonderen generationenübergreifende Wohnprojekte bieten den Bewohner*innen viele Vorzüge, stellen sie aber auch vor Herausforderungen. Ihlenfeldt (2006), der in seiner Untersuchung verschiedene Wohntypen für unterschiedliche Wohnformen entwirft, sieht den „Kompromissbereiten“ für das Leben in gemeinschaftlichen Wohnprojekten am besten geeignet. Denn dieses Leben laufe nicht ohne zwischenmenschliche Reibung ab:

„Gemeinschaftliches Leben kann man analog einer einfachen physikalischen Formel charakterisieren: je näher Menschen sich im Alltag sind, desto mehr Reibung entsteht – und diese Reibung erzeugt Wärme. Diese Wärme suchen die Menschen dieses Wohntyps letztendlich, müssen aber mit der Reibung untereinander zurecht kommen“ (Ihlenfeldt 2006, S. 81-82).

Insbesondere in generationenübergreifenden Wohnprojekten treffen Menschen mit wahrscheinlich sehr unterschiedlichen Bedarfslagen und Erwartungen an die Gemein-

schaft aufeinander (Gierse/Wagner 2012, S. 62), was fast zwangsläufig zu Reibung führt. Dennoch müssen auftauchende Differenzen nicht per se zu Konflikten führen, wie Glasl betont:

„Allen sozialen Konflikten liegen immer Differenzen zugrunde – aber nicht alle Differenzen sind schon Konflikte! (...) Differenzen zu haben ist die natürlichste Sache der Welt. Wahrscheinlich lebe ich zum größten Teil der Menschheit – wenn nicht zu allen Menschen – in Differenzen“ (Glasl 2002, S. 22).

Zunächst soll daher zwischen *Konflikten* und *Differenzen* unterschieden werden. Um einen Eindruck von der Vielschichtigkeit von Konflikten und der Vielfalt möglicher Konfliktgegenstände und Konfliktursachen sowie deren Erscheinungsformen zu vermitteln, stelle ich Ansätze zur Typologisierung des Konfliktbegriffs vor, die im Zusammenhang mit meiner Arbeit besondere Relevanz haben.

3.3.1 Exkurs: Was ist ein Konflikt?

Dass wir Dinge unterschiedlich wahrnehmen, unsere Begriffe, Vorstellungen, Gedanken und auch Gefühle und Emotionen sich unterscheiden bzw. unser „Wollen in verschiedene Richtungen geht“, ist an sich „die natürlichste Sache der Welt“ und macht noch keinen Konflikt aus. Im Gegenteil: Unterschiede, Gegensätze und Unvereinbarkeiten sind in der Natur grundlegend notwendige Voraussetzungen für Leben und Entwicklung (Glasl 2002, S. 22-23). Ein Konflikt liegt also nicht vor, „wenn sich nur unsere Vorstellungen oder Wahrnehmungen widersprechen, oder wenn wir, auf dieselbe Situation bezogen, unterschiedliche Gefühle haben“ (Höher/Höher 2004, S. 43). Ob es aus solchen Differenzen folgend tatsächlich zum Konflikt kommt, hängt vielmehr davon ab, wie die beteiligten Menschen mit diesen Unterschieden umgehen und wie sie diese erleben (Glasl 2002, S. 22, S. 23). „Denn bei Konflikten ist nicht das Bestehen von Differenzen das eigentliche Problem, sondern die Art und Weise, wie mit ihnen umgegangen wird (Glasl 2002, S. 181). Von einem sozialen Konflikt wird in diesem Sinne erst dann gesprochen, wenn sich ein „Aktor“ durch das Handeln eines anderen beeinträchtigt fühlt, „selbst die eigenen Vorstellungen, Gefühle oder Absichten zu leben oder zu verwirklichen“. Es geht somit um das „Zusammenwirken von erlebten Differenzen mit den als beeinträchtigend empfundenen Verhaltensweisen einer anderen Partei“ (Glasl 2002, S. 23, S. 24). Beispiele für solche Verhaltensweisen können sein, dass Druck ausgeübt wird, Überzeugungsversuche gemacht werden oder jede Seite versucht, „ihre Ansicht, ihr

Vorgehen und ihre Interessen gegen die andere Seite durchzusetzen” (Höhne/Höhne 2004, S. 43). Dass dies wirklich als Beeinträchtigung erlebt wird, setzt eine gewisse Verbindung zwischen den Parteien voraus:

„Wenn Menschen oder Gruppen nicht in einer Beziehung zueinander stehen, werden sie keine Konflikte miteinander bekommen” (Höher/Höher 2004, S. 43).

Generell kann jedes Thema zum Konfliktthema werden und sich von diesem ausgehend auf andere Themenbereiche verlagern oder ausweiten (Höher/Höher 2004, S. 48). Da sich je nach Art des Konflikts die Vorbeuge-Möglichkeiten unterscheiden, kann sich die Differenzierung nach Konfliktthemen trotz Unschärfe lohnen (Höher/Höher 2004, S. 49, S. 112). So lassen sich z.B. auf konkreten Fakten beruhende *Sachkonflikte* von *Beziehungskonflikten* über Fehlwahrnehmungen, Vorurteile, Umfang und die Art der Kommunikation bzw. verschiedene Vorstellungen hinsichtlich der Art und Qualität der Beziehung unterscheiden. Oder *strukturelle Konflikte* im Hinblick auf Kontroll- und Machtverhältnisse, unterschiedliche Zielen, Rollenverteilungen, Zuständigkeiten und Verantwortungsbereiche oder der Verteilung von Ressourcen von *Wertekonflikten*, in denen unterschiedliche Vorstellungen von Moral und Verantwortung bzw. Ansichten darüber, was „sein sollte”, im Mittelpunkt stehen (Höher/Höher 2004, S. 110-112, Proksch 2014, S. 5-7).

So wie „jede(...) Kommunikation einen *Inhalts- und einen Beziehungsaspekt*” (Watzlawick/Beavin/Jackson 1990, S. 53) hat, liegen hinter vordergründig sachlichen Auseinandersetzungen oft verletzte Gefühle, divergierende Interessen, versteckte Werte, mangelnde Informationen, unklare strukturelle Bedingungen, Missverständnisse oder auch interpersonale Probleme, welche die Menschen im Hintergrund und oft unbewusst leiten (Höher/Höher 2004, S. 48, S. 49). Es ist daher im Konfliktfall immer sinnvoll, „Absichten, Wünsche und Emotionen direkt ins Scheinwerferlicht zu stellen, anstatt sie in einem Wald von Argumenten zu tarnen” (Jiranek/Edmüller 2017, S. 35).

Neben der Unterscheidung nach Konfliktinhalten ist eine weitere für Wohnprojekte bedeutsame Typologisierung von Konflikten jene nach der *Erscheinungsform von Konflikten*. Damit ist nicht die erste, impulsive Reaktion auf eine als Bedrohung erlebte unvorhergesehene Konfliktsituation gemeint, die stammesgeschichtlich bedingt trotz vielfach versuchter Kontrolle häufig zu Flucht oder Kampf führt (Schwarz 2011, zit. nach

Proksch 2014, S. 4), sondern die Austragung von Konflikten über einen längeren Zeitraum.

3.3.1.1 Heiße und kalte Konflikte

In der Konfliktforschung wird heute zwischen heißen und kalten Konflikten unterschieden. Damit wird der in der Interaktion dominierende Verhaltensstil, also die Art und Weise, wie ein Konflikt in Erscheinung tritt, beschrieben. Tragen die Parteien Angriffe und Verteidigung oder auch Gegenangriffe offen aus, halten sich dabei für überlegen und wollen die andere Seite mit aller Macht von der eigenen Sicht überzeugen, liegt ein *heißer Konflikt* vor. Charakteristisch dafür ist „eine Atmosphäre der Überempfindlichkeit und Überaktivität“. Konfrontationen entladen sich in kurzen, explosiven Handlungen, „man schreit sich an, beschimpft sich, ist schnell beleidigt und aufgebracht“ (Höher/Höher 2004, S. 50).

Demgegenüber stehen *kalte Konflikte*, die sich durch tiefe Enttäuschung, Desillusionierung und Frustration der Parteien auszeichnen. Anstatt eines offensiven Wechsels von Angriff und Verteidigung werden Emotionen hier nicht offen gezeigt, negative Gefühle hinuntergeschluckt und einer direkten Konfrontation aus dem Weg gegangen. Die Parteien haben aufgegeben, einander überzeugen zu wollen und den Glauben an eine Konfliktlösung verloren. Sie ziehen sich auf unpersönliche Regeln und Formalien zurück, dabei wird die Gegenseite indirekt und damit schwer greifbar bei jeder Gelegenheit behindert und blockiert und man äußert sich „sarkastisch und zynisch über die Gegenpartei“ (Höher/Höher 2004, S. 50).

Bei kalten Konflikten sind keine lauten verbalen Angriffe zu hören, wodurch Konflikte kalter Ausprägung oft schwerer als solche erkennbar – und damit auch schwerer lösbar – sind (Höher/Höher 2004, S. 50-51).

An den unterschiedlichen Formen der Konfliktaustragung zeigen sich verschiedene persönliche Haltungen der Menschen, die Glasl (2002, S. 11) in drei Kategorien unterteilt: Konfliktscheue, Streitslustige und Konfliktfähige.

3.3.1.2 Konfliktscheu, streitslustig oder konfliktfähig

Glasl (2002, S. 11) erkennt zwei extreme, einseitige Konflikthaltungen, die gleichermaßen einen konstruktiven Umgang mit Konflikten behindern und in ihrer Häufung zu kalten

oder heißen Konflikten in der Gemeinschaft führen: eine *konfliktscheue* oder betont *streitlustige* Haltung.

Konfliktscheue Menschen ziehen sich eher zurück, sie sind defensiver und haben Angst vor Auseinandersetzungen. Ärger und emotionale Äußerungen werden eher unterdrückt, häufig geschieht dies aus Sorge, andernfalls als „gefühllos, kalt und unmenschlich“ zu erscheinen oder die anderen – oder sich selbst – zu verletzen (Glasl 2002, S. 12-13). Konfliktscheue Menschen neigen dazu, die geringsten Signale ihres Gegenübers wahrzunehmen und für viel gewichtiger zu halten, als sie gemeint sind, wodurch sie Kraft für ihr eigenes Handeln verlieren (Glasl 2002, S. 30).

„Wo diese Haltung von vielen Personen in einer Gemeinschaft geteilt wird, entsteht (...) eine Organisationskultur der Konfliktvermeidung und Konfliktunterdrückung, die zu Erstarrung sowie zum Verlust von Freude, Kreativität und Vitalität führt“ (Glasl 2002, S. 11).

Streitlustige Menschen hingegen sind offensiv, sie haben Spaß an Reibung und die eigenen Emotionen werden gelebt und deutlich gezeigt. Dahinter steckt oft die Befürchtung, andernfalls nicht genug zu sich selbst zu stehen, Schwäche und Unsicherheit zu zeigen (Glasl 2002, S. 12-13) oder die Angst, sich vom Gegenüber erweichen zu lassen. Ihre Wahrnehmungsfähigkeit für Rückmeldungen ist stark eingeschränkt und sie agieren oft rücksichtslos (Glasl 2002, S. 20).

Ist diese Haltung in Gemeinschaften dominant, finden sie sich in heißen Konflikten wieder und es wird im Extremfall „über alles und mit allen heftig gestritten, bis jegliche Gemeinsamkeit zerstört ist“ (Glasl 2002, S. 11).

Zwischen diesen Extremen steht eine dritte Haltung, die Glasl (2002, S. 11) als „persönliche Konfliktfähigkeit“ bezeichnet. Konfliktfähige Menschen unterdrücken ihre Emotionen nicht und scheuen nicht die Emotionen der anderen. Es gelingt ihnen, aggressive Energie positiv umzuleiten. Sie sehen Unterschiede als lebensnotwendig an und erleben das Arbeiten an Differenzen als Bereicherung. Konflikte sind in ihren Augen generell Zeichen der Notwendigkeit, sich von Überkommenem zu lösen und Veränderungen anzustreben (Glasl 2002, S. 13). Ein wichtiges Element der Konfliktfähigkeit ist die Kunst des *rücksichtsvollen Konfrontierens*. Darunter versteht Glasl das klar und deutliche Vertreten der eigenen Anliegen bei gleichzeitiger Wahrnehmung der Anliegen des Gegenüber.

3.3.2 Konfliktpotenziale in Wohnprojekten

Gemeinschaftliches Wohnen hat viele positive Seiten, wie die dargestellten ökologischen, sozialen und ökonomischen Potenziale gezeigt haben. In der Literatur werden jedoch auch negative Aspekte bzw. mögliche Konfliktfelder beschrieben: Als allgemein für Nachbarschaftskonflikte typische „immer gleiche Themen“ werden „die Beaufsichtigung von Kindern, der Umgang mit Gemeinschaftseigentum, (mangelnder) Respekt vor Privatsphäre, unterschiedliche Auffassungen von Sauberkeit, verschiedene Sensibilitäten bezüglich Lärm und Territorialansprüche[n]“ (Nothegger 2017, S. 136) genannt. Hinzu kommen in Wohnprojekten häufig unterschiedliche Erwartungen bezüglich der „Intensität und Verbindlichkeit des Gemeinschaftslebens (...) oder starke Unterschiede in der Alltagsorganisation, die aus den Anforderungen der unterschiedlichen Lebenssituationen herrührten, aber jetzt erst beim Zusammenleben als Realität begriffen werden“ (Holz/Muus/Walberg 2015, S. 120). „Was die einen als gemeinschaftlich empfinden, ist für andere isoliertes Wohnen“ (Ihlenfeld 2006, S. 84). Dabei stellen eher die früheren Initiatoren des Projekts zu hohe Ansprüche an die Gemeinschaft, „während sich Bewohner, die erst kurz vor der Fertigstellung des Projekts hinzukommen, von den Aktivitäten und Verpflichtungen eher überfordert fühlen“ (KDA 2000, S. 69, S. 98 zit. nach Gierse/Wagner 2012, S. 64).

Glasl (2002, S. 57, S. 58) sieht generell in Gemeinschaften, in denen Menschen „durch ihre Hoffnungen zusammengeführt“ werden und die sich in harter Pionierarbeit „zu einem Ideal zusammenfinden“ die besondere Gefahr, aus einer anfänglichen „Positivschwärmerei in Negativschwärmerei abzustürzen“:

„Die Suche nach übereinstimmenden Idealen, Werten, Zielen läßt sie zunächst nur auf das achten, was ihre positiven Erwartungen bestätigt. Diese Begeisterung für ein gemeinsames Vorhaben ist es, die ihrerseits erst den erforderlichen Schwung für Pionierinitiativen bringt“ (Glasl 2002, S. 57).

Weniger positive Eigenschaften der Mitgründer*innen werden in dieser ersten Zeit ausgeblendet, die Mitglieder dadurch idealisiert und ein Klima der sogenannten „Positivschwärmerei“ geschaffen (Steiner 1924, zit. nach Glasl 2002, S. 57). In der Regel wird in dieser anfänglichen Phase die Möglichkeit von Konflikten ausgeklammert (Glasl

2002, 58) und so eine problematische Kultur geschaffen, die „verhängnisvolle Tabus enthält“ (Glasl 2002, S. 75):

„Zum einen macht sich umso tiefere Enttäuschung bemerkbar, je höher die Erwartungen des einzelnen Gruppenmitglieds an die Gruppe sind; zum anderen besteht oft das ungeschriebene Gesetz, dass über Enttäuschungen und Fehler nicht gesprochen werden darf“ (Glasl 2002, S. 75).

Werden im Laufe der Zeit im Alltag vermehrt auch negative Erfahrungen gemacht und die Schwächen der anderen und der Organisation deutlich, droht bei fehlender selbstkritischer Haltung die Stimmung in „Negativschwärmerei“ umzuschlagen und „es werden am Mitmenschen dann überwiegend die Schattenseiten wahrgenommen“ (Glasl 2002, S. 58).

Nach Glasl (2002, S. 76) gibt es viele Organisationen, in denen praktisch alle Mitglieder das gleiche Gefühl haben: Ihr Äußerstes für die Gemeinschaft zu geben, ohne ausreichend Bestätigung oder Anerkennung zu erhalten. Dies führe mit der Zeit zu einem Gefühl von Ungleichheit in den Beziehungen und somit zu Ungerechtigkeitsgefühlen. Das Gefühl der eigenen Aufopferung für die Gemeinschaft, während andere sich „das Leben leicht machen“, kann sich in der Folge ausweiten und in Verbitterung umschlagen (Glasl 2002, S. 76).

Um dem gegenzusteuern seien die organisatorischen Einrichtungen gefordert, präventiv Verfahren und Organe zu schaffen, „auf die beim Auftreten von Spannungen und Enttäuschungen zurückgegriffen werden könnte“. Denn die „Betriebskultur“ in den Wohnprojekten prägt das Verhalten der Gruppenmitglieder und deren Umgang mit Konflikten. Enttäuschte Erwartungen und Tabus (Glasl 2002, S. 75), gepaart mit „starr verordneten Kommunikationsregeln“ und ungeschriebenen Verhaltensregeln, können gerade in Gruppen mit hohen gemeinschaftlichen Idealen die Entstehung kalter Konflikte vorantreiben (Bergner 2012, S. 1). Beispiele für derartige *Heimliche Spielregeln* in kalten Konflikten sind nach Bergner (2012, S. 4): „wer hier grob wird, setzt sich von vornherein ins Unrecht“, „eine raue Sprache ist rüpelhaft und passt nicht in eine kultivierte Gemeinschaft“ oder „Schweigen ist besser als Streiten“. Sie führen dazu, dass Konflikte nicht (mehr) offen angesprochen und negative Emotionen unterdrückt werden, womit der Glauben an eine Konfliktlösung verloren geht, was wiederum zu Frustration führt.

Für das konstruktive Bearbeiten von Differenzen, Reibungen und Spannungen in Organisationen verwendet Glasl (2002, S. 10) den Begriff „Konfliktfestigkeit“:

„gerade daran mangelt es aber in vielen Organisationen: Sie sind nur für Schönwetter gemacht und werden bei etwas Hitze, Kälte oder Regen schwer beeinträchtigt und brechen bei Sturm und Hagel zusammen“ (Glasl 2002, S. 11).

Auf Empfehlungen, wie derartigen Entwicklungen begegnet und gemeinschaftliche Wohnprojekte „konfliktfester“ werden können, gehe ich im abschließenden Kapitel ein.

Eines liegt laut Glasl (2002, S. 183, S. 184) jedoch klar auf der Hand:

„Konfliktfähigkeit können Sie nicht in sozialer Abgeschlossenheit üben. Der Lern- und Übungsweg ist nur in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft möglich. Wenn das bisherige Miteinander zum Gegeneinander wird und die Spannungen eskalieren, dann werden durch Konflikte immer Ihre größten Entwicklungsherausforderungen sichtbar“ (Glasl 2002, S. 183, S. 184).

Im folgenden Kapitel wird dem *Wesen von gemeinschaftlichen Wohnprojekten* auf den Grund gegangen und die Wohnprojekte meiner Untersuchung werden vorgestellt.

Vorweg möchte ich festhalten, dass keine einheitliche Definition von gemeinschaftlichen Wohnprojekten existiert, und die Vielfalt der Menschen und Gruppen sich auch in den unterschiedlichen Konzepten und Zielen widerspiegelt. Die Modelle gemeinschaftlichen Wohnens unterscheiden sich in Bezug auf die Zusammensetzung der Bewohner*innen-gemeinschaft: es gibt reine Altenwohngemeinschaften, Gemeinschaften, die „an Lebenszielen, Interessengebieten, spirituellen Lebensformen oder Zukunftsvisionen“ orientiert sind, Frauenwohnprojekte oder Mehrgenerationenwohnprojekte – um die es schließlich in dieser Arbeit geht (vgl. Besser 2010, S. 12).

Das folgende Kapitel widmet sich eingangs der Begriffsbestimmung, um danach die konkreten Fallbeispiele genauer zu untersuchen.

4. Gemeinschaftswohnprojekte - Stichprobe

„Viele Wohnprojekte achten im Sinne einer sozialen Nachhaltigkeit ganz bewusst auf eine Durchmischung ihrer Bewohner“, insbesondere was die Altersverteilung betrifft. Zwar treten durch unterschiedliche Interessenlagen im Zusammenleben mehrerer Generationen vermehrt Konflikte auf: „Ältere Menschen brauchen Ruhe, während Kinder sich austoben müssen“ (Nothegger 2017, S. 51). Trotzdem wird die soziale Durchmischung langfristig als Vorteil gesehen. „Ein Gebäude, das ausschließlich von Jungfamilien besiedelt wird, ist in vierzig Jahren ein Altenheim. Außerdem haben Menschen in verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Energie- und Zeitressourcen zur Verfügung“ (Nothegger 2017, S. 51), wovon die Gemeinschaft langfristig profitiert. Auch von vielen älteren Menschen werden altersgemischte Nachbarschaften gewünscht (Ihlenfeldt 2006, S. 86, Brandl/Gruber S. 103).

„Trotz mehr Konflikten wird die Wohnzufriedenheit in altersheterogenen Wohnanlagen höher eingeschätzt als in altershomogenen“ (Ihlenfeldt 2006, S. 92).

Bevor ich im nächsten Großkapitel der Arbeit Bewohnerinnen selbst zu Wort kommen lasse, will ich den Begriff „Gemeinschaftswohnprojekt“ definieren und einige Beispiele generationenübergreifender Wohnprojekte in Österreich vorstellen, worunter sich auch die verschiedenen Wohnsitze meiner Interviewpartnerinnen befinden.

4.1 Was sind gemeinschaftliche Wohnprojekte?

In Anlehnung an die Definition von Mensch (2011, S. 8- S. 11) sind für Fedrowitz/ Matzke (2013, S. 178) folgende Charakteristika zur Bestimmung gemeinschaftlicher Wohnprojekte entscheidend:

- „Jeder Haushalt bewohnt eine abgeschlossene Wohnung.“

Im Unterschied zur klassischen Wohngemeinschaft oder zu Altersheimen, leben die Bewohner*innen in Wohnprojekten in völlig eigenständigen Wohnungen mit privaten Badezimmern und Küchen, gänzlich unabhängig und selbständig, und haben „klar abgegrenzte Rückzugsräume“ (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 178).

- „Gemeinschaftsbereiche ergänzen die privaten Wohnungen.“

Zusätzlich zu den privaten Räumlichkeiten gibt es in Wohnprojekten verschiedene Bereiche, in denen man sich spontan begegnen kann, wie Laubengänge oder Höfe, sowie

zusätzliche Gemeinschaftsräume. In den von mir besuchten Wohnprojekten gab es etwa eine große Gemeinschaftsküche, einen „Toberaum“ für Kinder oder eine gemeinschaftlich genutzte Werkstatt.

Nothegger beschreibt das als „Zwischenräume“ zwischen dem Privatbereich der eigenen Wohnung und der öffentlichen Straße, „wo Begegnung und Gemeinschaft stattfinden können“ (Nothegger 2017, S. 30). Begegnung, die durch zusätzlich nutzbare Gemeinschaftsflächen und entsprechende Architekturkonzepte unterstützt wird (vgl. Fedrowitz/Matzke 2013, S. 179). Die zentrale Bedeutung des Gemeinschaftsgedankens spiegelt sich somit von Beginn an in der baulichen Berücksichtigung von Gemeinschaftsflächen (Paul 2012, S. 23).

- „Die Zusammensetzung der Wohngruppe ist selbst gewählt.“

Ihre Zusammensetzung bestimmt die Gruppe selbst, dies trifft vor allem auf die Gründung der Gemeinschaft zu; bei vielen Wohnprojekten haben die Bewohner*innen auch bei der Nachbesetzung einer Wohnung Mitspracherechte.

- „Es gilt das Prinzip der Selbstorganisation.“

In gemeinschaftlichen Wohnprojekten organisieren sich die Bewohner*innen größtenteils selbst – im Besonderen was die Organisation des Zusammenlebens betrifft. Ihre Energie gewinnen „Wohnprojekte (...) aus der Aktivität ihrer Mitglieder“ (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 178).

- „Grundlagen und Regeln des Miteinanders werden von der Gruppe entwickelt.“

Hierzu zählen etwa die Art der Entscheidungsprozesse, der Umgang mit Konflikten oder die Aufgabenverteilung, die von der Gruppe in Gesprächen und Diskussionen selbst verhandelt und entwickelt werden.

- „Die Bewohner [sic!] unterstützen sich gegenseitig und gestalten das Zusammenleben.“

Mit dem auf Freiwilligkeit beruhenden Ziel der gegenseitige Unterstützung zwischen den Bewohner*innen unterscheidet sich „gemeinschaftliches Wohnen von Konzepten des betreuten Wohnens“ oder Wohnkonzepten, „die Unterstützung gegen Bezahlung liefern“ (Mensch 2011, 10). „Neben der konkreten praktischen Hilfe bei Einkauf, handwerklichen Tätigkeiten bis hin zur Kinderbetreuung, hat auch der allgemeine Kontakt und Austausch im Sinne einer emotionalen Unterstützung eine hohe Bedeutung“ (Fedrowitz/Matzke 2013, S. 179).

Mensch (2011, S. 10) beschreibt als weiteres Merkmal die prinzipielle Hierarchielosigkeit in Wohnprojekten:

- „Die Gruppenmitglieder gelten als Gleiche (...).“

Zwar gebe es Rollen und Funktionsübernahmen wie Vereinsvorsitz oder Sprecher der Genossenschaft. Im Unterschied zu anderen Organisationen ist jedoch ein „Wechsel in den Rollen und Funktionen (...) möglich. Die meisten Wohnprojekte funktionieren basisdemokratisch. Manche Projekte setzen dabei auf konsensuale Entscheidungsfindungen“ (Mensch 2011, S. 10).

4.2 Beispiele aus Österreich

In Österreich gibt es heute viele Beispiele gemeinschaftlichen Wohnens. Die erste Baugruppe formierte sich in den 1960er Jahren in Vorarlberg und errichtete mit dem Architekten Hans Purin in Bludenz die Reihenhaussiedlung *Halde*. Der Linzer Architekt Fritz Matzinger baute sein erstes gemeinschaftliches Wohnprojekt *Les Palétuviers* in den 1970er Jahren und errichtet bis heute winterfeste Höfe, um welche die einzelnen Wohneinheiten wie um einen Dorfplatz angeordnet sind. In Wien baute Architekt Ottokar Uhl ein Jahrzehnt später die Wohnhausanlage *Wohnen mit Kindern* und in den 1990er Jahren das Gemeinschaftshaus *B.R.O.T Hernals*. 1996 wird das bekannteste Wohnprojekt Österreichs, die *Wiener Sargfabrik*, bezogen (Nothegger 2017, S. 38, S. 39). Seither entstanden in Wien und in ganz Österreich viele weitere gemeinschaftliche Wohnprojekte unterschiedlicher Ausrichtungen.

Bei der Entscheidung, welche österreichischen Wohnprojekte als Fallbeispiele für diese Arbeit herangezogen und daraus Bewohner*innen für Interviews angefragt wurden, musste aus forschungspraktischen Überlegungen eine Auswahl getroffen werden. Leitend waren folgende Kriterien:

- Die Selbstdarstellung auf der Homepage verweist ausdrücklich auf die intergenerationelle Ausrichtung des Projektes, indem es sich an „Jung und Alt“ richtet (genawo.at) oder etwa „Menschen aller Generationen“ als Zielgruppe anführt (<https://website.mauerseglerei.at>).
- Um etwas über die Motive älterer Menschen, in ein Wohnprojekt zu ziehen und über die Gruppenprozesse in der Wohnphase zu erfahren, wählte ich Wohnprojekte mit

einer Existenz von maximal 10 Jahren (Stand 2020), deren Erstbezug jedoch bereits mindestens zwei Jahre zurückliegt.

- Zu guter Letzt: Auch die räumliche Erreichbarkeit und die zeitlichen Möglichkeiten spielten bei der Auswahl für mich eine Rolle.

Allen Interviewteilnehmerinnen wurde Anonymität zugesichert. Um eine Identifizierung zu erschweren, wurden die Namen aller interviewten Bewohnerinnen geändert und die Projekte, in denen die Interviews durchgeführt wurden, nicht namentlich genannt, sondern im nächsten Kapitel ohne Differenzierung zusammen mit allen Fallbeispielen beschrieben.

4.3 Kurzsteckbriefe der Fallbeispiele

4.3.1 GeNaWo - Gemeinschaftliches Nachbarschaftliches Wohnen

In Garsten, Oberösterreich, wurde ein 500 Jahre alter denkmalgeschützter Vierkanthof revitalisiert, um darin ein gemeinschaftliches Wohnprojekt für 20 Parteien zu verwirklichen, welches 2016 bezogen wurde. Im Zentrum des Hofes ist ein 450m² großer, überdachter Innenhof, der als Gemeinschaftsraum genutzt wird. Zusätzlich gibt es ca. einen Hektar Grundfläche, eine Werkstatt, einen Saunaraum, ein Atelier und einen Festsaal –Gemeinschaftsflächen, die allen Bewohner*innen zur Verfügung stehen.

Das nachbarschaftliche Wohnen soll eine „Bereicherung für Jung und Alt“ sein. Als klassisches gemeinschaftliches Wohnprojekt sollen die Gemeinschaftsflächen „gelebte Nachbarschaft, Freundschaft und soziales Eingebundensein ermöglichen“, während die „20 individuell geplanten Wohnungen“ die Gelegenheit für „Rückzug und Individualität“ bieten. Als Modell für die Kommunikation untereinander sowie für die Abwicklung von Entscheidungsprozessen orientiert man sich bei *GeNaWo* an den Leitsätzen der *Soziokratie* (www.genawo.at).

4.3.2 LebensGut Miteinander

Das als Verein organisierte *LebensGut* „verbindet generationsübergreifendes Wohnen und Leben mit biologischer Landwirtschaft, Kinderbetreuung, einer Praxisgemeinschaft und auch einem Veranstaltungszentrum.“ Es liegt in Rohrbach an der Gölsen in Niederösterreich auf einem ehemaligen Klostergut. Seit Oktober 2015 sind die ersten zehn

Einheiten mit einer Größe zwischen 32 und 70 m² bewohnt, es sollen noch weitere Wohnungen geschaffen werden. Die verhältnismäßig kleinen privaten Wohnflächen verfügen alle über Küche und Bad, daneben gibt es viele Hektar Wald und großzügige Grünflächen sowie Gemeinschaftsräume wie eine Großküche, eine Waschküche, ein Gemeinschaftswohnzimmer und Büroräume.

Speziell für ältere Bewohner*innen wurden von Beginn an drei Wohnungen barrierefrei und ebenerdig angelegt und es wurde ausreichend Platz für Pfleger*innen eingeplant.

Auch dieses Projekt hat als grundlegende Organisationsstruktur die *Soziokratische Kreisorganisationsmethode (SKM)* gewählt (<https://www.lebensgutmiteinander.com>).

4.3.3 Die Mauerseglerei

Das gemeinschaftliche Wohnprojekt in Wien Mauer umfasst seit 2016 27 privat genutzte Wohneinheiten (22m² bis 130m²) und Gemeinschaftsflächen „für Rückzugsmöglichkeiten und für Geselligkeit“. Dazu gehören ein Gemeinschaftssaal, eine Gemeinschaftsküche, ein Raum der Stille, ein Toberaum für Kinder und mehrere Waschküchen. Zusätzlich zu den Wohneinheiten sind eine innovative Schule und ein soziales Zentrum Teile des Projekts.

Die Bewohner*innen sind „Menschen aller Generationen, die lernen, ehrlich, konfliktfähig, reflektiert und offen miteinander zu sein.“ Auch in der *Mauerseglerei* wird *soziokratisch* zusammengearbeitet (<https://website.mauerseglerei.at>).

4.3.4 Pomali

Pomali ist eine 2013 in der Gemeinde Wölbling in Niederösterreich errichtete Wohnanlage, bestehend aus 29 Wohneinheiten zwischen 50 m² und 120 m² und einem Hektar Grünraum. Die Gemeinschaftsräume sind im Zentrum der Anlage in einem eigenen Gebäude beherbergt, dazu zählen etwa Küche und Speisesaal, Kinderraum, Waschküche, Werkstatt, Gemeinschaftsbüro und Wellnessbereich.

Laut Homepage leben aktuell 52 Erwachsene und 25 Kinder zwischen 0 und 78 Jahren in Pomali, der „generationenübergreifende Aspekt ist ein zentraler Bestandteil der Gemeinschaft“. Pomali arbeitet mit der *Soziokratischen Kreisorganisationsmethode* (<http://www.pomali.at/>).

4.3.5 Wohnprojekt Wien

Das *Wohnprojekt Wien* entstand 2013 am Nordbahnhofgelände im 2. Wiener Gemeindebezirk und beherbergt in 39 Wohneinheiten rund 65 Erwachsene mit 35 Kindern. Als Gemeinschaftsräume stehen den Bewohner*innen hier eine Gemeinschaftsküche, ein Kinderspielraum, ein Waschsalon und Veranstaltungsräume sowie ein Dachgarten, eine Sauna, eine Bibliothek und eine Werkstatt zur Verfügung. „Das Projekt bringt verschiedene Generationen, Kulturen und Berufe unter einem Dach zusammen und ist ein Modellprojekt für eine neue Art zu leben in Wien: herzlich, jenseits von Dogmen, offen für Neues.“

So wie alle zuvor beschriebenen Projekte organisiert sich das Wohnprojekt Wien *soziokratisch* (<https://wohnprojekt.wien>).

Es kann nicht ignoriert werden, dass sich alle ausgewählten Projekte laut ihrer Selbstbeschreibung *soziokratisch* organisieren oder sich an den Leitsätzen der *Soziokratie* orientieren. Es erschien mir daher notwendig, einen Überblick über diese Form der Organisation und Arbeitsweise zu geben.

4.4 Exkurs: Soziokratie

Der Begriff *Soziokratie* bedeutet „die Herrschaft von Verbündeten bzw. die Herrschaft einer Gemeinschaft“ (Strauch/Reijmer 2018, S. 18) und wurde erstmals im 19. Jahrhundert vom französischen Philosophen und Soziologen August Comte zur Bezeichnung eines sozialen Systems verwendet, „in dem sich alle Mitglieder einer Gesellschaft an ihrer eigenen Regierung beteiligen würden“. Der Friedensaktivist und Pädagoge Kees Boeke entwickelte Comtes Theorie weiter und setzte sie erstmals in seinem Internat in die Praxis um (Strauch/Reijmer 2018, S. 3). Die Schwachstellen der Demokratie, wie „endlose Debatten im Parlament, Großveranstaltungen, in denen die primitivsten Leidenschaften hervorgerufen werden, das Überstimmen individueller Sichtweisen durch Mehrheiten, unberechenbare und unglaubliche Wahlergebnisse (...)“, sollten in einer soziokratischen Gesellschaft als „wahre Gemeinschaftsdemokratie“ behoben (Boeke 1945, zit. nach Strauch/Reijmer 2018, S. 5, S. 6) und Entscheidungen im Konsens getroffen werden (Strauch/Reijmer 2018, S. 9).

Erstmals in einem Regelwerk definiert wurde die Soziokratie in den 1960er Jahren von einem Schüler Kees Boekes, Gerard Endenburg. Als niederländischer Erfinder, Ingenieur und Unternehmer galt sein Interesse daran der praktischen Anwendung aus einer analytischen, physikalisch und mathematischen Perspektive, seine Konstruktion der soziokratischen Organisation war darüber hinaus stark vom systemischen Denken beeinflusst (Strauch/Reijmer 2018, S. 8). Endenburg sah keine der bekannten Formen der Entscheidungsfindung, wie Autokratie oder Mehrheitswahl, in der Lage, die Interessen jeder Person oder Partei gleichwertig zu schützen und hielt zugleich den Liebe, Vertrauen und gleiche Werte voraussetzenden Konsens Boekes in Unternehmen für unpraktikabel und nicht umsetzbar.

Eine Lösung fand er im *Konsent*, was kurz als Abwesenheit von entscheidenden Einwänden beschrieben werden kann (Strauch/Reijmer 2018, S. 9). Als Leitungsstruktur entwarf Endenburg ein Gefüge, das sich aus Gruppen bzw. „Kreisen“ zusammensetzt, „in welchen die Manager, Abteilungsleitungen und Arbeiter als Gleichstehende im Konsent Grundsatzentscheidungen treffen“ (Strauch/Reijmer 2018, S. 10).

Damit bei mehreren Ebenen der Organisation nicht eine Person als Bindeglied Informationen in zwei Richtungen gleichzeitig transportieren muss, konzipierte Endenburg eine weitere Verbindung. Jeder Kreis sollte über eine*n Leiter*in – als Verbindungsglied von oben nach unten – und eine weitere Person für die Weiterleitung der Information von unten nach oben verfügen. Für mehr Transparenz und eine bessere Verbindung der Kreismitglieder sollten auch die Wahlen von Personen für diverse Funktionen und Aufgaben im Konsent und offen erfolgen.

Die vier Punkte Beschlussfassung im Konsent, Kreisstruktur, doppelte Verknüpfung zwischen den Ebenen und offene Wahl im Konsent, sind noch heute die vier Basisprinzipien der Soziokratie bzw. der *Soziokratischen Kreisorganisationsmethode SKM* (Strauch/Reijmer 2018, S. 9-11).

Entscheidungen in Wohnprojekten im Konsent zu treffen bedeutet somit, dass gemeinsam Lösungen gesucht werden, gegen die niemand einen schwerwiegenden Einwand hat. Nicht alle Bewohner*innen müssen dabei derselben Meinung sein, was zählt ist der Blick auf das gemeinsame Ziel. „Jeder im Kreis trägt zur Lösungsfindung bei und entscheidet gleichwertig mit allen anderen über den nächsten Schritt“ (Strauch/Reijmer 2018, S. 21).

In soziokratisch arbeitenden Wohnprojekten werden alle die Gemeinschaft betreffenden Aufgabenbereiche in unterschiedlichen kleineren Arbeitsgruppen bzw. *Kreisen* weitgehend autonom geplant und umgesetzt, wobei wie oben beschrieben jeweils zwei gewählte Personen für den Informationsfluss zwischen den Ebenen zuständig sind. Diese Personen sind auch im übergeordneten Leitungskreis vertreten, wo sie Informationen und Aufgaben koordinieren und über wichtige, vor allem gruppenübergreifende Entscheidungen abstimmen.

Die Soziokratische Kreisorganisationsmethode soll in Wohnprojekten dafür sorgen, dass alle Bewohner*innen in gemeinschaftlichen Belangen eine Mitsprachemöglichkeit haben und in weiterer Folge hinter den getroffenen Entscheidungen stehen. Die Entscheidungsfindung soll dabei aber „möglichst nerven- und zeitschonend“ bleiben ([https://wohnprojekt.wien/ leben](https://wohnprojekt.wien/leben)).

Auf die Frage, wie sich die soziokratische Organisation auf die erlebte Mitbestimmung und Zufriedenheit der interviewten Bewohner*innen auswirkt, werde ich Kapitel 5.1.1 und 6.2.3 genauer eingehen.

5. Bewohnerinneninterviews – Auswertung

Um die subjektive Lebenswelt einzelner Bewohner*innen in generationen- übergreifenden Wohnprojekten zu erkunden, wurden teilstandardisierte Interviews geführt. Das Erkenntnisinteresse bei den für den Gesprächsleitfaden ausgearbeiteten Fragen konzentrierte sich auf Motive für den Einzug und die subjektiven Erfahrungen in der Wohnphase. Die Fragen wurden bewusst offen formuliert, um die Bedeutungsgebung von den Interviewpartnerinnen selbst ausgehen zu lassen und keine Antworten zu suggerieren. Auf meine Interviewanfrage haben sich ausschließlich Frauen gemeldet, wovon eine mit ihrem Partner, die anderen alleine in einem Haushalt leben. Sie sind zwischen 65 und 80 Jahre alt.

Die Ergebnisse der sechs Bewohnerinneninterviews werden im Folgenden mit Bezug auf die beschriebenen Potenziale und Herausforderungen dargestellt. Sie erheben dabei keinen Anspruch auf Repräsentativität. Um die zugesicherte Anonymität der Interviewpartnerinnen zu gewährleisten, werden nach Möglichkeit alle Daten und Informationen, die Rückschlüsse auf die interviewte Person zulassen könnten, aus den Zitaten entfernt.

Zunächst werden in Kapitel 5.1 die Ausführungen der Befragten zu ihrer Wohnsituation dargelegt. Dabei werde ich im Speziellen die oben beschriebenen Potenziale für ältere Menschen „*Mitbestimmung*“ (3.2.4.1), „*Gemeinschaft gegen Isolation*“ (3.2.4.2), „*Gegenseitige Hilfe*“ (3.2.4.3) und „*Ökonomisches Potenzial*“ (3.2.5) mit den Antworten aus den Interviews vergleichen.

Im Anschluss wird in Kapitel 5.2 ausführlich auf die genannten Herausforderungen im gemeinschaftlichen Wohnen und im Speziellen im generationenübergreifenden Wohnen eingegangen, und dies den unter Punkt 3.3 beschriebenen Konfliktpotenzialen gegenübergestellt.

Abschließend werden Lösungen und Empfehlungen der Interviewpartnerinnen vorgestellt und diese durch weiterführende Tipps aus der Literatur ergänzt.

Befragt zum persönlichen Wert, den sie dem gemeinschaftlichen, generationenübergreifenden Wohnen beimessen und ihrer Motivation für den Einzug, nannten alle

Interviewpartnerinnen den Wunsch nach Gemeinschaft, im Besonderen nach einem *Altern in Gemeinschaft* an vorderster Stelle.

5.1 Erlebte Vorteile

„Ich lebe hier sehr zufrieden und selbstbestimmt.“

Die Bewohnerinnen wohnten im Laufe ihres Lebens in unterschiedlichen Konstellationen, in Wohngemeinschaften, mit Partnern und mit 0 bis 5 Kindern, die zum Zeitpunkt des Umzugs bereits alle erwachsen waren. Direkt vor dem Einzug ins Wohnprojekt lebten fünf der sechs Interviewpartnerinnen alleine. Neben praktischen Überlegungen („Was mache ich, wenn ich nicht mehr Auto fahren kann (...) ?“ (BW4)) und dem Bedürfnis nach Sicherheit („So ganz allein in einem Mietshaus (...), wo ich gewohnt hab in meiner Wohnung, da ist so viel eingebrochen worden (...)“) wird als vorrangiger Beweggrund für die Entscheidung zum Wohnprojekt die Angst vor Vereinsamung genannt:

„Ich hab mir halt gedacht: nein! Als alternder Mensch möchte ich nicht alleine leben, ja? Weil.. weil das ist mir zu EINSAM. Und ich bin jetzt nicht so die Betriebsnudel, die ständig auf irgendwelchen Veranstaltungen rumhängt, sondern (ähm). Und dann hab ich mir gedacht: nein, nein, das geht gar nicht!“ (BW6).

„... und dann hab ich gemerkt: also irgendwie ist das nicht das Gelbe vom Ei, so GANZ alleine zu leben. Und dann hab ich halt meine Fühler ausgestreckt und so kam ich zu einem Infoabend vom Wohnprojekt“ (BW2).

Ob und wie die unter Punkt 3.2.4. beschriebenen sozialen Potenziale des gemeinschaftlichen Wohnens in der realen Wohnsituation der befragten Bewohnerinnen ausgeschöpft werden, soll in den folgenden Kapiteln untersucht werden.

5.1.1 „Dass man sich mehr einbringen kann, als alter Mensch.“

Wie im Unterkapitel 3.2.4.1 dargelegt, bieten gemeinschaftliche Wohnprojekte ein großes Potenzial an Mitbestimmung und Teilhabe. Die Wohnprojekte meiner Interviewpartnerinnen sind allesamt selbstverwaltet, die Bewohner*innen übernehmen die gesamte Organisation und sind hierbei stark auf das Engagement der Mitglieder angewiesen:

„Naja.. wie soll ich sagen? Wir haben ja bei uns im Haus eine Menge an Arbeitskreisen, weil wir alles in dem Haus erstens einmal selber machen, von der

Verwaltung bis zur... keine Ahnung, ALLES. Ja, wirklich alles, was man in so einem Haus halt braucht!” (BW2).

„Genau, genau, also wir sind ein absolut selbstverwaltetes Projekt, das einzige was wir brauchen, ist ein Steuerberater!” (BW4).

In allen Fallbeispielen basieren die Aufgabenverteilung und die Entscheidungsstruktur im Zusammenleben auf der *Soziokratischen Kreisorganisationsmethode (SKM)*, die von meinen Interviewpartnerinnen mehrheitlich als hilfreich und unterstützend hervorgehoben wird. *„Bei so einem Haufen Leute brauchst ein bissl eine Struktur!” (BW2).*

„(...) weil bei uns wird nicht diskutiert bis es nicht mehr geht, sondern es wird soziokratisch organisiert und abgestimmt, was ich nicht gekannt habe aber was mir sehr recht ist.” (BW4).

„(...) ich bin sehr für möglichst breite Entscheidungsstrukturen. Aber, aber so,... alles so (ähm) basisdemokratisch zu entscheiden ist, einfach auch sehr MÜHSAM (lacht).

Und, die... ich find da ist die Soziokratie einfach gut. Weil die Entscheidungen immer sozusagen sehr NAH bei den Menschen sind, die sich mit einem Thema beschäftigen” (BW6).

„Und wenn’s dann von allen mitgetragen wird, was in der Soziokratie ja für mich auch ist... das war für mich am Anfang auch die pure MAGIE, ja? Dass nicht wie in der Demokratie da immer ein paar dagegen sind und die sind wie ein Klotz am Bein: weil’s nein gesagt haben ziehen sie dann, ja? Sondern, dass man zu einer Lösung kommt wo alle sagen: o.k. ich geh mit. Und dann fährt der Laden volle Tube in diese Richtung, und dann passieren die wundersamsten Dinge” (BW2).

Die häufigen Arbeitstreffen bringen zudem einen regelmäßigen Kontakt zu anderen Bewohner*innen mit sich, „und rund um das, das man dann arbeitsmäßig ein Gespräch hat, plaudert man natürlich dann auch über diverse private Sachen” (BW2). Auf dieses private Beziehungsnetzwerk wird in den nächsten Kapiteln noch genauer eingegangen.

Die Verteilung der Zuständigkeiten in verschiedene Arbeitskreise wird vom Großteil der Befragten als Erleichterung betrachtet, alle sind zumindest in einen dieser Kreise integriert und beteiligen sich aktiv an Entscheidungen und operativen Tätigkeiten:

„Ja, das heißt ich kann mich jederzeit einbringen. Was ja in der Demokratie, wenn ich zu denen gehöre die.. sozusagen durch den Rost gefallen sind.. nicht ist. Dann kann ich vielleicht auf die nächste Wahl warten, aber dann bin ich ja vielleicht WIEDER in der schwächeren Partei, bei der Minderheit” (BW2).

„Es ist gut, ich stimme mit ab, ich hör mir alle Meinungen an und ich geb' meinen Senf dazu“ (BW4).

„Ja, und dann bin ich auch wieder in einem Arbeitskreis und dann.. dann.. kann ich was beitragen, ja?“ (BW1).

„Also.. ich denk mir in so einer Gruppe kann man sozusagen sich einbringen in allen möglichen Bereichen, die man nicht alleine beherrschen kann. Ja? Wo man alleine nichts machen könnte. Und das find ich richtig.. das find ich sehr attraktiv“ (BW6).

5.1.2 „Ich wollte einen Nutzen haben.“

Neben dem Wunsch nach Mitbestimmung und Teilhabe wird von mehreren Interviewpartnerinnen eine Sehnsucht danach beschrieben, „in einer Gemeinschaft [zu leben Anm.d.V.], wo jeder seine vier Wände hat, aber wo man auch seine FÄHIGKEITEN einbringen kann“ (BW5). Es ist vielen ein Anliegen, auch im Alter niemandem zur Last zu fallen, sondern im Gegenteil, einen wichtigen Beitrag zur Gemeinschaft leisten zu können –wozu sie im Wohnprojekt viele Gelegenheiten haben:

„(...) also ich hab weniger so den CARE Aspekt, also dass jemand mich pflegt oder so, sondern wirklich den Wunsch, (ähm) ich möchte sozusagen so lang wie möglich aktiv sein ,so weit wie ich kann“ (BW6).

„(...) auch das Gefühl zu haben, ich kann mich irgendwo einbringen und ich kann was leisten, auch wenn ich z.B. auf Krücken gehe“ (BW6).

„Das ist super, dass man heutzutage sich auch mehr einbringen kann als alter Mensch“ (BW2).

Die Schattenseite der positiven Perspektive, die durch das Angewiesensein der Wohnprojekte auf die Arbeitskraft der Bewohner*innen entsteht, ist, dass das Gefühl des *Gebraucht-Werdens* in Anbetracht eines sich verschlechternden Gesundheitszustandes einen starken sozialen Druck erzeugt:

„Da hab ich angefangen, mir Gedanken zu machen ... Was ist, wenn ich nichts mehr leisten kann? Hab ich hier überhaupt noch Platz?“ (BW3).

Auf diesen Aspekt wird im Kapitel 6.2.2.3 noch genauer eingegangen.

Im Folgenden wird untersucht, ob und inwieweit die interviewten Bewohnerinnen im gemeinschaftlichen Wohnen ein wirksames Mittel gegen die (drohende) Einsamkeit sehen

und ob die Wohnform imstande ist, Beziehungsnetze für den emotionalen Rückhalt zu etablieren und damit einer Vereinsamung im Alter entgegenzuwirken.

5.1.3 „Die Gefahr ist relativ gering, dass man hier vereinsamt.“

Befragt nach den Vorteilen, die sie im generationenübergreifenden Zusammenleben im Wohnprojekt erkennen, heben alle Befragten die Mühelosigkeit der Kontaktaufnahme unter den Bewohner*innen hervor. Im Unterschied zu früheren Wohnformen, wo es auch nach Jahrzehnten noch schwieriger gewesen sei, Kontakt mit den Nachbar*innen herzustellen, da „die Leute einen komisch anschauen, wenn man sie einfach so anquatscht“ (BW2), sei es in den Wohnprojekten ein Leichtes, Beziehungsnetze aufzubauen und zu erhalten. „In einem Haus zu wohnen, wo man ALLE kennt“ (BW4) und Nachbar*innen zu haben, „wo man hingehen kann“ (BW5), wird als großer Vorteil beschrieben:

„Man hat Leute im Haus, man kann jemanden anreden, das ist GROßARTIG. Das ist wirklich großartig“ (BW5).

„(...) also ich find's schön, dass einfach eine Gemeinschaft da ist von Menschen, die ich mag oder die ich auch interessant finde und ja ... ich leb sonst ALLEIN. Das ist einfach ein gutes Gefühl, dass da Menschen sind, die ... die einfach DA sind (lacht)“ (BW1).

In Kontakt mit anderen Bewohner*innen zu kommen passiert ohne großes Zutun:

„Also wenn ich ein WE allein sein will, dann lassen mich die Leute in Ruhe (...) aber wenn ich so jetzt am Abend denke, jetzt hätte ich noch gerne (...) noch eine kurze Begegnung, dann geh ich raus bei der Tür, und da IST dann wer. Und das ist sehr schön“ (BW2).

„Also (ähm) wenn ich mal einen Tag hier in meiner Wohnung verbringe und mir denke: 'heut hab ich noch mit niemandem geredet!', muss ich nur hinausgehen und an irgendeine Tür klopfen und ich wird'eingelassen und man plaudert bei einem Tee (...) das ist alles UNKOMPLIZIERT“ (BW4).

„Mir kommt vor der Alltag ist viel leichter geworden. Leichter einerseits, weil vieles gut funktioniert, weil schon das Umfeld passt. Und auch irgendwie fröhlicher. Weil's so viele Begegnungen gibt, die gute Laune machen. Also das find ich einfach, das find ich toll!“ (BW6).

Angst vor Langeweile kennen die befragten Bewohnerinnen keine:

„(...) Und da ist man in dem Haus und da hat man da JEDE Menge Themen, also wird mir da nicht fad. (lacht) (...) Ich muss nicht in den Flieger steigen und irgendwo hin gurken, in so ein Ressort oder so (lacht)” (BW2).

„Wenn man jetzt Langeweile HÄTTE, ja? dann weiß ich auch, da kann ich läuten und dort hingehen und brauch’ am Abend nicht irgendwo hingehen zum Treffen, ja” (BW5).

„Also es ist so einfach in Kontakt zu kommen, also der Leidensdruck ist nicht groß, weil meist kann man ganz schnell in Kontakt treten” (BW6).

Das Wohnen in der Gemeinschaft des Wohnprojektes scheint für die Interviewpartnerinnen ein wirksames Mittel gegen Einsamkeit und Langeweile. Die zahlreichen Möglichkeiten zur Mitarbeit und Beteiligung sowie die unkomplizierten Begegnungen sättigen das Bedürfnis nach sozialen Kontakten, was

„nur die Schattenseite [hat], dass Freunde, die mich außerhalb dieses Hauses kennen, mich schwer zu Gesicht bekommen, weil die sagen: ‘du kommst ja überhaupt nicht mehr raus aus dem Haus!’ (lacht)” (BW2).

Im nächsten Kapitel werden die beschriebenen Potenziale hinsichtlich der gegenseitigen Unterstützung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten den Erfahrungen der Interviewpartnerinnen gegenübergestellt, und ihre Einschätzung hinsichtlich der sich daraus ergebenden Chancen für ältere Menschen diskutiert.

5.1.4 „Hast du ein Schlagobers?”

Eine Gemeinsamkeit unter meinen Interviewpartnerinnen ist das Erleben einer gut funktionierenden, gegenseitigen Unterstützung unter den Bewohner*innen der jeweiligen gemeinschaftlichen Wohnprojekte, wovon alle Generationen profitieren.

Im Unterschied zu früheren Wohnformen scheint die Hemmschwelle, Nachbar*innen um Hilfe zu bitten, im gemeinschaftlichen Wohnprojekt geringer. Eine Bewohnerin berichtet von mitleidsvollen Blicken der früher bei „jeder Kleinigkeit” gerufenen Handwerker, die zu sagen schienen:

„Da hat man doch einen Nachbarn, der das schnell macht (...) Ja? Und dann hab ich mir gedacht: eigentlich ist es blöd! Ich hatte den Nachbarn nicht, bzw. ich wollte ihn nicht ansprechen. Es war mir unangenehm. Und da denk ich mir: In so einem Haus ist das viel einfacher” (BW6).

Es werden Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände verborgt, Kinder mitversorgt, schwere Blumentöpfe vom Nachbarn ins Winterquartier verfrachtet oder auch praktische Ratschläge erteilt, wodurch der Bedarf an externen Dienstleistungen sinkt.

„(...) Es ist selbstverständlich, dass wenn einer krank ist und nicht einkaufen gehen kann, dass er was Warmes zu essen kriegt, und dass jemand für ihn einkaufen geht oder wenn (ähm) eine Mutter ein Kind von der Schule abholen muss oder so, dann sind eben die anderen Kinder bei mir da, na?“ (BW4).

„Wenn man was braucht, hat man sofort Hilfe. Man kann bei jedem auch anläuten, der daheim ist, über WhatsApp hab ich's sofort, und sonst kann ich ja zu jemandem gehen und sagen: hast du ein Ei, hast du ein Schlagobers?(...) Das geht!“ (BW5).

„Meist hab ich so 'Jobs', so: Mama muss um halb 6 weg und Papa kommt um halb 8 heim. Und dann mach ich so die Überbrückung, das find ich ganz angenehm, das ist so überschaubar“ (BW6).

„Wann immer ich ein Problem hab, es gibt so viel Leute, die geschickt sind im Haus... und die machen das dann!“ (BW6).

„Ja also ich würde sagen, es ist einfach ein sehr nettes Nachbarschaftsverhältnis, (ähm) wir kennen einander relativ GUT inzwischen, würde ich sagen. Und ich glaub auch, dass also ... ich brauch kaum je was, aber ich hab irgendwie so das Vertrauen: da gibt's dann schon Hilfe. So kleine Geschichten“ (BW1).

Die „kleinen Hilfestellungen“ werden von meinen Interviewpartnerinnen als Selbstverständlichkeit beschrieben, die ohne jegliches Regelwerk oder ohne Organisationsbedarf funktionieren und den Alltag der Bewohner*innen stark erleichtern.

5.1.5 „Zu Hause alt werden können mit ein BISSERL zusätzlicher Hilfe.“

Wie in Kapitel 3.2.4.3 dargelegt, birgt gemeinschaftliches Wohnen das Potenzial, durch ausgeprägte nachbarschaftliche Hilfe die Folgen des demographischen Wandels abzumildern. Hierbei geht es weniger um die Unterstützung im Falle einer Pflegebedürftigkeit, die zumeist nicht als Aufgabe der Gemeinschaft betrachtet wird, als vielmehr um die schon beschriebenen „kleinen Hilfen“, die für ältere Menschen jedoch große Vorteile sind:

„Ich glaube, wenn ich 80 bin und irgendwie (ähm) nicht mehr gut (ähm) schwere Sachen tragen kann, dann bringen die mir die schweren Sachen nach Hause, ja. Und wenn ich aber alles andere eh selber machen kann, dann ist's ja gut. Dann muss halt einmal die Woche die Putzfrau kommen und meinen Sauhaufen irgendwie (lacht) ... aber sonst...“ (BW4).

„(...) Solange ich aber noch gut denken kann und alles soweit selber im Griff hab, (ähm) bin ich froh über kleine Hilfen, Hilfestellungen manchmal, ja? Und (ähm) ja, ich glaube, dass viele Leute zu Hause alt werden können mit ein BISSL zusätzlicher Hilfe” (BW4).

„Das reicht oft schon total, ja? Dass ich bei der Tür raus geh und jemandem sag: Kannst du mir meine Schuhe zubinden, ich komm da grad nicht runter. Oder... ich weiß nicht was, ja? Das sind so ganz kleine Sachen, wenn du die Hilfeleistungen von deiner nächsten Nachbarschaft hast, kannst du schon länger alleine leben, ja?” (BW2).

„Ich kenn das von alten Menschen. Oft ist es ja so: es ist ja nicht von heute auf morgen, bin ich ein Pflegefall – außer ich hab jetzt, was weiß ich, einen Schlaganfall oder irgend sowas, dann ja. Aber sonst ist ja das oft so eine schleichende Geschichte, dass mir auf einmal das Einkaufen zu mühsam wird oder so... eine Bagatelle sozusagen. Und wenn ich da jemanden hab, der mir sagt: du, ich geh dir einmal in der Woche einkaufen... (...) also solche Sachen unterstützen einen alten Menschen schon über die nächsten 10 Jahre SUPER, da brauch ich gar nicht mehr, ja? (BW2).

Die befragten Bewohnerinnen der gemeinschaftlichen Wohnprojekte rechnen wie in der Literatur beschrieben, mit einem „gewissen Ausmaß an informeller und niederschwelliger gegenseitiger Hilfe und Unterstützung” (<http://wohnen-ohne-alterslimit.at>).

Befragt nach dem Zukunftsbild ihres Lebens im Wohnprojekt zeigt sich, dass dazu keine klaren Vorstellungen existieren und die Hilfe der Nachbar*innen jedenfalls Grenzen hat: *„Das eigene Leben (lacht) muss man schon selber organisieren, ja!” (BW4).*

5.1.6 “Und das ist auch nicht wurscht, grad im Alter: der Preis!”

Die in der Literatur beschriebenen ökonomischen Potenziale von gemeinschaftlichen Wohnprojekten (siehe Kapitel 3.2.5) haben auch meine Interviewpartnerinnen in ihren Überlegungen über die Vorteile des Zusammenlebens genannt. Einerseits wird bestätigt, dass ohne die vielfältigen nachbarschaftlichen Hilfen ein externer Dienstleistungsbedarf wohl wesentlich früher eintrete, was auch zu höheren Ausgaben führen würde.

Andererseits wird die Möglichkeit, die individuellen Wohnflächen dank der bestehenden Gemeinschaftsbereiche geringer zu halten, als klarer finanzieller Vorteil erwähnt:

„Also, was ich natürlich GROßARTIG finde, (...) ist die Möglichkeit, mich auf eine relativ kleine Wohnung [zu beschränken, d.Verf.]. (...) Und zwar deshalb, weil ich

die Möglichkeit habe, die Gästewohnung zu nützen, (...) oder wenn ich mehr Gäste hab, dann geh ich halt in die Gemeinschaftsküche” (BW6).

„(...) Ich krieg eine miserable Pension, also wirklich sehr wenig, und ich hab gewusst ich will keine Schlinge um den Hals, und ich will aber so leben, dass ich mich rühren kann. Und da im Haus ist es grandios! Ich hab die kleinste Wohnung (...). Wenn meine Familie oder sonstige Freunde zu mir auf Besuch kommen, (...) dann hab ich da einen Platz und ich hab das Gefühl, ich lebe nach wie vor in einem Haus und fühl mich überhaupt nicht beengt. Aber ich hab meinen Rückzug” (BW2).

Abschließend kann festgestellt werden, dass meine Interviewpartnerinnen die in der Literatur beschriebenen sozialen Potenziale in ihren gemeinschaftlichen Wohnprojekten großteils erfüllt sehen. Besonders die einfache Herstellung sozialer Kontakte, die sinnstiftende Einbindung in die Organisation und der informelle Austausch kleiner Hilfen und Unterstützungen im Alltag werden als positiv und als großer Vorteil im Vergleich zu herkömmlichen Wohnformen beschrieben.

Im nächsten Kapitel stelle ich nun die Herausforderungen im Zusammenleben der Befragten und ihren Wohnprojekten dar und setze diese mit den theoretischen Ausführungen in Beziehung.

5.2. Erlebte Herausforderungen

„Wir haben festgestellt, dass es einfach menschtelt, wo Menschen sind!”

Wie in Kapitel 3.3 angesprochen, birgt das gemeinsame Wohnen neben den genannten Vorzügen auch das Potenzial für Konflikte, was alle befragten Bewohnerinnen aus eigener Erfahrung bestätigen:

„Naja, wir haben eben festgestellt, dass es einfach natürlich menschtelt, wo Menschen sind.... und dass Menschen untereinander halt irgendwelche Konflikte haben, ja? In unterschiedlichen Bereichen“ (BW2).

„Manchmal... es gibt einfach auch, naja, wie soll man das sagen? Dinge, bei denen man ansteht. Und dann muss man schauen, wie machen wir da jetzt weiter? (...) Und ich denke mir: da kommen viele verschiedene Leben zusammen, und die haben gesagt: ‘ich möchte gerne in so einem Gemeinschaftsprojekt sein’. Aber man darf sich nicht erwarten, dass dann alles nur himmelblau ist, nein” (BW4).

„Naja, es gibt persönliche Konflikte, wo’s halt um Missverständnisse geht (...)” (BW1).

“Natürlich gibt’s das jetzt auch, es ist jetzt nicht alles so in rosarot. Es gibt manchmal schwierige Situationen, mit denen man konfrontiert wird, ja?” (BW6).

„Ja, es gibt einfach... wir haben genauso unsere menschlichen Themen, z.B. Macht, Dominanz oder wie gesagt: ältere Leute nicht zu akzeptieren“ (BW3).

„Das ist wie in einer Partnerschaft, nur mal 20 oder so! In so einem Wohnprojekt. Und von daher ist es eine große Herausforderung, da ist immer etwas los. Und da ist immer... sind immer kleine Baustellen, wo du etwas ausreden sollst oder wo jemand anderer... (...)“ (BW5).

Welche konkreten Anlässe meine Interviewpartnerinnen für die Gemeinschaft herausfordernd erlebten oder aktuell erleben, wird in den folgenden Kapiteln darstellt, wobei ein besonderes Augenmerk auf altersspezifische Aspekte gelegt wird. Erprobte persönliche oder gemeinschaftliche Lösungswege, die von meinen Interviewpartnerinnen genannt wurden, werden im darauffolgenden Kapitel beschrieben.

Wie auch Nothegger (2017, S. 136) feststellt, gibt es einige immer wiederkehrende Konfliktthemen, die in gemeinschaftlichen Wohnprojekten bzw. generell im Zusammenwohnen von Menschen typisch sind und die sich auch in der von mir untersuchten Stichprobe wiederfinden. Allen voran geht es hier um die unterschiedlichen Auffassungen von Sauberkeit und Ordnung sowie – gerade in generationenübergreifenden Wohnprojekten – um verschiedene Sensibilitäten bezüglich (Kinder-) Geräuschen.

5.2.1 „Manchmal bleibt’s dann halt hängen, das Putzradl.“

Wie es „eh in jedem Wohnhaus“ (BW5) bzw. „klassisch in jeder Familie oder in jeder WG“ (BW2) der Fall ist, herrschen unter den Bewohner*innen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten „unterschiedliche Schwellen bei Sauberkeit“ (BW6) und „einfach verschiedene Begriffe von Ordnung“ (BW5). Es sei offensichtlich,

„... das Menschen sehr unterschiedliche Wünsche und Vorstellungen haben, wie es in dem Raum sozusagen ausschauen soll, wenn er zusammengeräumt ist, ja? (lacht) Weil, das ist SEHR verschieden, da brauch ich dir nichts erzählen, jeder Mensch kennt das!“ (BW2).

„Für den einen muss man jede Woche den Läufer beim Eingang wegtun und darunter auch wischen, ja? Was ich für verrückt halte, es genügt jede zwei oder drei bis vier Wochen, dass man unten auch wischt, das muss man nicht jede Woche. Aber für manche gehört das dazu, da muss alles zum SCHLECKEN rein sein, ja?“ (BW5).

Im Allgemeinen werden derartige Unterschiede und daraus resultierende Konflikte von meinen Interviewpartnerinnen als durchwegs natürlich und unvermeidbar angesehen. Es werden aber auch Beispiele von Nachbar*innen angeführt, die unter den Differenzen leiden:

„Ja also, ich denk mal, das sind so... es gibt schon auch Menschen, die sensibler sind, das ist auch zu respektieren, dass manche..., manchen das viel stärker aufstößt. Und anderen, denen ist es wurscht. Da hast du den Eindruck, da redest du gegen Mauern“ (BW6).

„Manche lassen halt die Sachen liegen oder gehen mit Dreckschuhen, dass die Batzen liegen bleiben, herein und die anderen fühlen sich dadurch fast PERSÖNLICH angegriffen, wenn wieder die Dreckbatzen vor der Tür liegen (...)“ (BW5).

Die Reaktionen darauf seien vielfältig:

„Die einen fragen sich dann: ‘Mein Gott, was schaut die Gemeinschaftsküche aus! WARUM ist das so? Warum bringen die Leute den Biomüll nicht weg?’. Oder: ‘WARUM steht da das ungewaschene Geschirr rum?’“ (BW6).

„Oh, da geht man verschieden damit um: Da kriegt man entweder einen Schreianfall (lacht) oder man fängt an zu jammern. Oder man schreibt ein Email an ALLE, obwohl die sehr verboten sind, die Emails an alle. Also ganz, ganz, also nur im äußersten Notfall bitte Emails an alle. Oder man schreibt ein Email nur an die Eltern, weil das waren sicher die KINDER. Oder... (lacht)“ (BW2).

Schon hier wird klar, warum Ihlenfeldt (2006, S. 81) für gemeinschaftliche Wohnprojekte den „kompromissbereiten Wohntyp“ für am besten geeignet hält. Neben vielen positiven Aspekten führe die Nähe im Alltag zwangsläufig auch zu Reibung untereinander, und „diese soziale Fähigkeit, Nähe und Distanz in gemeinschaftlichen Beziehungen zu gestalten, braucht Kompromissfähigkeit“ (Ihlenfeldt 2006, S. 81-82).

Ein weiteres Thema, das in den Wohnprojekten zu kleineren oder größeren Spannungen führt, ist das Empfinden von *Lärm*. Ähnlich wie bei den verschiedenen Sauberkeits- und Ordnungsbedürfnissen differieren die Bewohnerinnen auch in ihrem Ruhebedürfnis. Laute Geräusche werden dementsprechend sehr unterschiedlich störend wahrgenommen und bergen Konfliktpotenzial. Im Folgenden werden herausfordernde Aspekte genannt, die von meinen Interviewpartnerinnen zum Teil auf Differenzen zwischen den Generationen zurückgeführt werden und teilweise so stark zu interpersonellen Spannungen und

Polarisierungen zwischen der Gruppe der älteren und jüngeren Bewohner*innen führen, dass sie als Generationenkonflikte wahrgenommen werden.

5.2.2 „Die Kleineren quietschen laut und die Größeren grölen laut.“

Laute Geräusche bzw. solche, die von manchen als Lärm empfunden werden, wurden von allen Interviewpartnerinnen als herausforderndes Thema in Wohnprojekten genannt. Selten geht es dabei um Ruhestörungen zu späterer Stunde:

„Es gibt schon manchmal um halb acht ein Email: ‘wer bohrt denn schon wieder, mein Kind kann nicht einschlafen!’“ (BW6).

„Naja, dass um 10 Uhr in der Nacht... vor deiner Terrasse gefeiert wird, ja? Ohne dass man gefragt wird z.B. Ist aber eh nur ganz selten“ (BW5).

Meist handelt es sich bei den genannten Beispielen um Geräusche, die von spielenden Kindern ausgehen. Der durch den Bewegungs- und Spieldrang der Kinder erzeugte Lärmpegel wird von manchen Bewohnerinnen sogar als sehr große Belastung erlebt:

„Wenn sie (die Kinder, Anm.d.V.) vorbeirennen, hab ich ein Trommeln herinnen, wie wenn jemand laute Musik spielt (...). Also das ist schon eine sehr große Herausforderung (...)!“ (BW5).

„(...) wenn Feste sind und die Kinder wie aufgezogen rundherum DONNERN, wirklich donnern. Und schreien. (...) Und wenn man sich so ausgesetzt fühlt, das ist das Schlimme. Wenn man nicht weiß, wann hört das auf, wann gibt es ein Ende, wann gibt’s eine Regelung. Diese Unsicherheit: Wie lang halt ich das noch aus?“ (BW5).

Andere beurteilen die von Kindern ausgehenden Spielgeräusche persönlich zwar nicht als störend, sehen aber die Gemeinschaft regelmäßig dadurch gefordert.

„Also ich kann mit Lärm, das stört mich nie. Aber es gibt halt Leute, die sind empfindlicher. Die leiden dann“ (BW2).

„Weil die Kinder wollen bei der Wohnungstür raus und dann treffen sie sich. (...) Und dort ist es dann LAUT, ja? Weil Kinder sind nicht leise, das ist so, ja? Die Kleineren quietschen laut und die Größeren grölen laut... und... ha! (lacht) Die anderen, die keine Kinder haben und am Sonntag vielleicht länger schlafen wollen, die kriegen dann die Krise“ (BW2).

Im Unterschied zu den Themen Ordnung und Sauberkeit, die eher auf unterschiedliche Lebenslagen und Persönlichkeitsstrukturen zurückgeführt werden, erleben die befragten

Bewohnerinnen hier das Alter als entscheidende Kategorie und eine Polarisierung zwischen älteren, kinderlosen Bewohner*innen und solchen mit Kindern.

„(...) ich hab oft gemerkt dass wir uns einfach nicht durchsetzen, was Lärm betrifft, oder ähm... ein paar erzieherische Sachen...” (BW3).

Die höhere Sensibilität gegenüber lauten Geräuschen bzw. ein verstärktes Ruhebedürfnis sei nämlich auch „eine Sache des Alters” und vermutlich „ganz normal, wenn man mal ein gewisses Alter erreicht”(BW4).

„Also wenn in der Gemeinschaftsküche Essen ist und da sausen Kinder herum und kreischen und so... das hab ich nicht SO gern. Aber es dauert nicht lang. (...) Das hat was mit meinem Altersgehör zu tun, ja?” (BW4)

„Das ist für viele Ältere schwierig! Und auch für Jüngere manchmal, das manchmal so viel Lärm ist (...)” (BW1).

„(...) oder dass man auch das Gefühl hat, das hat wieder mit dem Älterwerden auch zu tun wahrscheinlich, dass beim Essen oder überhaupt Leute ein Gespräch haben und man wird irgendwie nicht mit einbezogen und nicht... nicht gehört! Also ich hör halt schlecht, dass ist auch manchmal eine Schwierigkeit.. ähm also.. so allgemein” (BW1).

„Wenn man älter ist, braucht man schon mehr seinen Seelen... seine RUHE” (BW5).

5.2.3 „Die Menschen haben verschiedene Erziehungsstile.”

Einerseits werden differierende Erziehungsstile als Auslöser für Konflikte gesehen, bzw. das Verhalten der Kinder selbst:

„(...) da gab’s mal irgendwie Schwierigkeiten mit Kindern, weil einfach die... die Erziehungsformen im Haus sehr, sehr unterschiedlich sind. Da gab’s dann Situationen wo es Konflikte gab mit den Kindern (...)“ (BW6).

„Auf der anderen Seite wieder gehen halt Kinder, die irgendwie nichts besseres zu tun haben, mit irgendeinem Stift entlang der Wand und machen was kaputt (...)” (BW4).

Andererseits der „Zugang” kinderloser Bewohner*innen zu Kindern:

„Die Menschen haben verschiedene Erziehungsstile, na? Und die Frage ist eben... Ich meine, es gibt Menschen auch OHNE Kinder im Haus, ja? Oder eben Großmütter (...) und so. Also es gibt Menschen mit unterschiedlichem Zugang zu Kindern, na? Und dadurch gibt’s natürlich auch Konflikte für manche Leute, weil die halt... was weiß ich? Für irgendwas dann kein Verständnis haben oder keine Geduld oder so, ja?” (BW2).

Betreffen Regelverstöße oder persönlich erlebte Störungen nicht das eigene, sondern ein Nachbarskind, musste oft bald nach dem Einzug die Frage geklärt werden:

„Ist man übergriffig, wenn man jetzt einem Kind sagt: ‘Das geht jetzt gar nicht was du da machst!’“? (BW6).

Ein Redekreis, der allen betroffenen und interessierten Bewohner*innen offen steht und „wo halt der hinget, der das Gefühl hat, das Thema ist wichtig für ihn“ (BW6), wird hier als guter Lösungsweg gesehen.

In den genannten Fällen war die Conclusio, dass eine Einmischung in die Erziehung der jüngsten Bewohner*innen in den Wohnprojekten nicht nur erlaubt, sondern sogar *erwünscht* sei und die Kinder „das auch sozusagen zu hören [haben] von Menschen, die nicht ihre Eltern sind“:

„Nicht dass ich zur Mama geh und der Mama sag: ‘Der hat jetzt...’ Und das womöglich noch drei Stunden später, was für Kinder immer sowieso... alles schon wieder vergessen ist, ja? Sondern: Ich! MICH stört das. ICH regel mir das jetzt!“ (BW2).

„Das ist auch für Mamas sehr entspannend, oder für Papas, nicht? (...) Man weiß ja nicht, was den anderen stört. Wenn mir das egal ist, ist mir das egal! Aber wenn DICH das stört, dann SAG bitte was!“ (BW2).

5.2.4 „Bitte macht jetzt keinen STRESS, ja?“

Beobachtet wird, dass Eltern es durch das gemeinsame Spielen der Kinder einfacher haben, schneller und teils auch tiefer miteinander in Kontakt zu treten, als alleinstehende Nachbar*innen. Trotz Sehnsucht nach Gesellschaft ist für manche Interviewte die Hemmschwelle, bei „gestressten jungen Eltern“ anzuklopfen, zu hoch:

„Ich hab so das Gefühl, ich geh öfter mal irgendwo anklopfen, auch wenn ich mich nicht immer trau, das muss ich auch sagen irgendwie. Manchmal denk ich mir: ‘Ob ich da wirklich nicht stör?’“ (BW4).

Eltern minderjähriger Kinder werden als sehr gestresst wahrgenommen, wofür in manchen Interviews auch Verständnis geäußert wird. Sie hätten „wirklich wahnsinnig viel am Buckel, mit Familien und Berufen und so“ (BW3). Generell könne die Zusammenarbeit gerade aufgrund der Unterschiede „irrsinnig spannend“ sein, „weil die [jungen Eltern,

Anm.d.V.] Ideen haben und Zugänge haben, wo ich mir denk: ‘Oh! Da kann ich noch was lernen!’” (BW2):

„Wir treffen uns zwar in Gruppen, aber das ist meistens einem gemeinsamen Interesse an einem bestimmten Thema geschuldet und das hat nicht unbedingt was mit Sympathien jetzt zu tun, na? Im Gegenteil, es ist sogar oft hilfreich, Sympathien zu SCHAFFEN, weil mit einem Menschen zusammenzuarbeiten kann oft total stimmig sein, obwohl ich mit dem vielleicht... was weiß denn ich? Nicht seine Lebens... wahrheit teile, ja?” (BW2).

In manchen Aussagen wird auch Konfliktpotenzial deutlich:

„(...) ich hab das Gefühl gerade bei den jüngeren Menschen, dass die von der beruflichen Situation her so... damit vertraut und gewohnt daran sind, permanent im Stress zu sein, dass sie dann daheim weiterstresseln, ja? Und wenn du dann mit ihnen ein Gespräch anfängst: ‘Hallo, wie geht’s dir denn?’ ‘Hach, ich hab so einen Stress, ich hab soooo einen Stress!’ Dann denk ich mir: da stimmt etwas nicht! Hey, ich bin ja da zu Hause! Ich möcht mich ja da erholen vielleicht von dem Stress!” (BW2).

„Wo ich ein bisschen ein Problem hab, das ist oft in Arbeitskreisen. Also, dass die Jungen so einen STRESS haben, also so einen Zeitstress, ja? Und dann auch ohne Vorbereitung reingehen und da vergeht dann eigentlich Zeit damit, bis die auf dem neuen Stand sind.” (BW3).

Wie schon beim Thema Lärm nehmen Interviewpartnerinnen auch hier an sich selbst und anderen älteren Bewohner*innen ein stärkeres Ruhebedürfnis wahr: *„Mit zunehmendem Alter merk ich: meine Energien sind limitiert! Ich hab verdammt viel Energie, wenn ich’s gut einteil’, ja? Aber wenn ich mich... überall überfordere, dann ist meine Energie ganz schnell im Keller, und ich hab NULL Lust für irgendwas dann. Ich WILL dann einfach nicht. Und dann werd’ ich vielleicht grantig oder so. Ich spür das viel schneller, also wo ich mir denk: muss das sein? Bitte macht jetzt keinen STRESS, ja?” (BW2).*

„Man ist nicht mehr so schnell, man schafft nur mehr die Hälfte (...). Wenn man älter ist, braucht man schon mehr seine Seelen... seine RUHE. Also: Langsamer und ruhiger, ja? Nicht mehr das schnell und nicht mehr... auch das schnelle REDEN, man kommt nicht mehr mit!” (BW5).

Und sie wünschen sich von jüngeren Bewohner*innen „mehr Langsamkeit und mehr Bewusstheit. Und auch eine Genauigkeit” (BW3).

Dass es ältere Menschen im Vergleich zu jüngeren teilweise „langsamer und ruhiger“ angehen, kann durchaus positive Auswirkungen haben:

„Ich glaube ich bin, nachdem ich ein Leben lang eher ein ungeduldiger und eher schnell zorniger Mensch war, bin ich (...), einfach immer ruhiger geworden und in Richtung meines Alters GELASSENER, ja? Und das hat.. das hilft mir sehr, dass ich das alles ähm... irgendwie gut nehmen kann, so wie es ist (...)“ (BW4).

Von denen auch das Umfeld profitieren könne:

„(...) Ich glaub das ist für BEIDE Seiten. So wie ich gerade gesagt habe, dass jüngere Frauen zu mir sagen: ‘ma, das ist so gut, dass du da irgendwie viel mehr Ruhe ausstrahlst und auch wenn die Kinder das und das machen, da einfach den Druck rausnimmst!’ Ja? Das merk ich, dass die Jungen mir immer wieder rückmelden, dass... dass sie das GUT finden, ja?“ (BW2).

5.2.5 „Auf einmal waren Arbeitsgruppen unterbesetzt.“

Die Arbeitsverteilung ist ein weiteres herausforderndes Thema in Wohnprojekten, wobei unterschiedliche Aspekte genannt werden. Einerseits mangle es mit der Zeit in manchen Arbeitskreisen zuweilen an Mitarbeiter*innen:

„(...) Am Anfang waren natürlich alle wahnsinnig engagiert, vor dem Einzug, ja? Und dann hat der ganze Einzug für jeden einen ziemlichen Stress mit sich gebracht. (...) Und auf einmal waren irgendwelche Arbeitsgruppen unterbesetzt, na?“ (BW2).

Andererseits wird die Arbeitsverteilung unter den Bewohner*innen teils als unausgeglichen wahrgenommen. Manche haben das Gefühl, „viel, viel, viel, zu viel für die Gemeinschaft gemacht“ zu haben (BW5), andere machen „mindestens das Doppelte“ der empfohlenen Stunden, verspüren dabei aber keinen Druck:

„(...) wenn ich nimma kann, dann kann ich nimma. Das ist also nicht so wahnsinnig streng. Aber es wird schon darauf geschaut, dass alle dabei bleiben“ (BW2).

Wieder andere beschreiben Fälle Einzelner, die zu viel an Engagement zeigen würden:

„Es gibt natürlich in so einer Gemeinschaft auch immer Leute, die unwahrscheinlich viel investieren. Denen muss man auch sagen: du, jetzt mal halblang! Weil sonst bist du die Frau Wohnprojekt oder der Herr Wohnprojekt und.. und die anderen... weil die, die stellen ja auch Weichen in manchen Bereichen. Die sollen auch ABGEBEN!“ (BW2).

Die Erfahrung einer Bewohnerin zeigt zudem, dass bei großem Engagement darauf geachtet werden muss, die Gemeinschaft ausreichend hinter den Handlungen zu haben und nicht „eigenmächtig zu handeln“, da dies ebenfalls zum Konfliktthema werden kann:

„Also... ich hab sehr viel (...) an Arbeit gemacht FÜR die anderen, ja? Ist aber TOTAL in die Hose gegangen, weil das... eher von manchen Leuten als: die breitet sich aus, die macht das ohne zu fragen, ja? An das hab ich überhaupt nicht gedacht, dass ich da FRAGEN sollte, weil ich gedacht habe es ist ja eh für alle, ja?“ (BW5).

Bei der Verwaltung der Wohnprojekte fällt vielfältige Arbeit an, die von den Bewohner*innen selbst getragen werden muss. Alle meine Interviewpartnerinnen verbringen mehrere Stunden im Monat in Arbeitskreisen und Sitzungen und leisten zusätzlich im Rahmen ihrer Möglichkeiten die verschiedensten Arbeiten für das Gemeinschaftsprojekt.

„Ja, da musst du was tun, weil sonst funktioniert eine Gemeinschaft nicht, ja?“ (BW2).

Die vielen Arbeiten für das Haus und die Gemeinschaft haben den Vorteil, sinnstiftende Tätigkeiten zum Wohle der Gemeinschaft leisten zu können und darüber hinaus regelmäßige Kontakte unter den Bewohnerinnen zu sichern. Manche vermissen jedoch informelle Gemeinschaftstreffen, die „vor lauter stressiger Arbeitssituationen in diesen Arbeitskreisen“ oft zu kurz kämen.

„Es finden oft für mein Gefühl zu wenig so Treffen statt, wo man einfach nur IST, ja. (...) also wirklich als Gruppe, die hier zusammen lebt. Das kommt mir ein bisschen zu kurz“ (BW2).

5.2.6 „Hab ich hier überhaupt noch Platz?“

In allen Interviews wird deutlich: Ein Wohnprojekt selbst zu verwalten bedeutet jede Menge Arbeit in sehr vielen verschiedenen Bereichen: von der klassischen Hausverwaltung über Instandhaltungsarbeiten im Garten und am Haus bis hin zu Gemeinschaftspflege und Konfliktbearbeitung. Von den Bewohner*innen wird ehrenamtliches Engagement gefordert, „jeder [sollte] ein bestimmtes Maß an Arbeit für das Haus und für die Gemeinschaft tun“ (BW4) In einem Teil der Wohnprojekte meiner Stichprobe werden dazu monatliche Mindestarbeitsstunden vorgeschrieben oder empfohlen, deren Einhaltung mehr oder weniger stark, manchmal auch „NOCH nicht kontrolliert“ (BW4) wird.

Die unter den Potenzialen beschriebenen positiven Aspekte des *Gebraucht-Werdens* können auch in einen sozialen Druck umschlagen, der sich im Angesicht eines schlechter werdenden Gesundheitszustandes weiter verschärft.

„(...) ich glaub das ist generell bei den meisten Gemeinschafts-Wohnprojekten, dass man sich engagieren SOLL. Und das ist ja auch verständlich, weil es kommen Leute zusammen, die wollen etwas neu aufbauen und etwas machen. Und es ist halt schwierig, wenn man mal NICHTS machen will (lacht) (...). Weil man auch immer was leisten MUSS. Es ist so ein Druck, ja?“ (BW3).

Dabei zeigt sich in den Interviews, dass der beschriebene Druck nicht so sehr den Wohnprojekt-Regeln zur Mitarbeit entspringt, die üblicherweise ein Anpassen des gewünschten Stundenausmaßes an verschiedene Lebenslagen ermöglichen. Die Bereitschaft, „eine bestimmte Anzahl an Stunden für die Gemeinschaft was zu tun und die Offenheit, wenn jemand Hilfe braucht, dass man auch bereit ist, das zu machen“ (BW4) wird von den Betroffenen vielmehr als Voraussetzung gesehen,

„(...) dass man sich WOHL fühlt und dass einen die anderen auch als volles Mitglied akzeptieren. Oder gern haben... oder (lacht) ich weiß nicht. Dass man einfach ein Teil der ganzen großen Gruppe ist!“ (BW4).

Einerseits wird dank der Vielfältigkeit der Aufgaben die Möglichkeit gesehen, sich „irgendwo ein[zu]bringen und (...) etwas [zu] leisten, auch wenn ich z.B. auf Krücken gehe“ (BW6). Andererseits scheint für manche Betroffene der Platz in der Gruppe gefährdet, wenn ein Mitwirken in Arbeitskreisen und aktives Engagement für die Gemeinschaft aufgrund von körperlichen Veränderungen nicht mehr in befriedigender Form möglich ist:

„(...) womit ich überhaupt nicht gerechnet hab ist, dass sich mein Gesundheitszustand in den letzten zwei Jahren sehr verändert hat. Und da hab ich angefangen, mir Gedanken zu machen, ja? Was ist, wenn ich nichts mehr leisten kann? Hab ich hier überhaupt noch Platz, ja?“ (BW3).

Um zu verhindern, dass eine drohende oder vorhandene Einschränkung zusätzlichen sozialen Druck auf die Betroffenen ausübt, sind gemeinschaftliche Wohnprojekte gefordert, mittels Beantwortung dieser Frage gegenzusteuern und Ideen für ein Altern im Wohnprojekt zu entwickeln. Davon würden auch alle nachkommenden Generationen profitieren, schließlich

„(...) werden es ja immer mehr, es übertreten ja immer mehr die Schwelle [zum Alter, Anm.d.V.] (lacht)“ (BW6).

5.2.7 „Ob Gemeinschaften sowas tragen können?“

Alle für diese Arbeit ausgewählten Wohnprojekte haben das Zusammenwohnen mehrerer Generationen in ihren Zielen formuliert und setzen keine Altersbeschränkungen. Konkrete Konzepte für den Umgang mit einer eventuell eintretenden Pflegebedürftigkeit gibt es laut den Interviewten jedoch nicht:

„Ich weiß auch nicht, was passiert, wenn hier wirklich im Haus jemand pflegebedürftig wird, keine Ahnung! (...) Da gibt's noch kein Konzept dazu. Es ist schon ein Thema, worüber man informell plaudert, aber ... vielleicht sollten wir irgendwann ... ” (BW6).

Klar scheint den befragten Frauen, dass die Bewohner*innen selbst keine gegenseitigen Pflegeaufgaben übernehmen können und wollen. Teilweise wird darüber nachgedacht, ein Zimmer oder eine Wohnung für eine Pflegekraft zur Verfügung zu stellen, sollten mehrere Bewohner*innen pflegebedürftig werden.

„(...) Ich glaube (ähm) man darf nicht erwarten, dass es eine Art Pflegeheim wird, oder so. Es wird einem vielleicht geholfen, das zu organisieren oder so. Aber die Menschen sind alle berufstätig, ja? Und man kann nicht erwarten, dass da jetzt jemand für einen sorgt. Dafür ist es nicht gedacht” (BW4).

„Ich glaub nicht, dass es eine Option wäre, dass jemand aus dem Haus pflegt oder so. Also ich denk mir, es geht bis zu einem gewissen Grad. (...) also Unterstützung im Alltag ist überhaupt kein Problem, das verteilt sich auch auf viele Menschen. (...) Aber eine wirkliche bettlägerige Pflegebedürftigkeit, da braucht man Profis dazu, also das würd ich niemandem zumuten aus dem Haus” (BW6).

„Das wird man sehen, wie die Gemeinschaft das dann findet. Also... wie soll ich sagen? Ob Gemeinschaften sowas tragen können? Ich glaub, das geht nur, wenn du wirklich dann ein externes Betreuungspersonal hast. Und das kannst du dir wahrscheinlich nur leisten, wenn du mit mehreren Leuten das brauchst, ja? Das ist ja auch eine Kostenfrage, nicht?” (BW2).

Ihlenfeldt (2006, S. 15) sieht den momentanen Fokus bei der „gesellschaftlichen Wahrnehmung des Alters [...] eher auf den *älteren Menschen* bzw. *jungen Alten*, d.h. auf der Altersspanne zwischen 60 und 75 Jahren“, die sich statistisch betrachtet großteils körperlich wie geistig gesund fühlen und ohne Hilfe von außen auskommen. Gerade bezüglich Wohnen sei es verführerisch, sich auf die eigenen Ressourcen zu besinnen und Gedanken an eventuelle Gebrechlichkeit und Hilfsbedürftigkeit auszublenden, bzw. häufig

auftretende Krankheiten wie z. B. Demenz zu verdrängen (Ihlenfeldt 2006, S.15; Dellgrün 2011, S.39), was sich zum Teil auch in meiner Stichprobe bestätigt:

„So weit denk ich nicht (lacht). In 20 Jahren dann vielleicht!“ (BW5).

Klar ist jedoch, dass das steigende Alter mit dem Risiko einer körperlichen und/oder geistigen Veränderung einhergeht und es vor „unliebsamen Überraschungen“ schützen kann, sich diesbezüglich schon frühzeitig Gedanken zu machen (Ihlenfeldt 2006, S.15).

Dafür plädiert auch der Verein *WOAL - Wohnen ohne Alterslimit*, der sich seit 2015 intensiv mit neuen Konzepten zum Wohnen bis ins höchste Alter beschäftigt, und auf dessen Lösungsansätze ich in Kapitel 6.2.2.2.1 genauer eingehen werde.

Die folgenden Herausforderungen stehen in Verbindung mit den schon vor dem Einzug existenten Erwartungen der Bewohner*innen an das Leben im Wohnprojekt, die von Paul (2012, 237) als „Veränderung des in den Köpfen verankerten theoretischen Idealbilds hin zur gelebten Realität“ bezeichnet werden.

5.2.8 „Es waren so unterschiedliche Phasen, ja?“

Die Entscheidung für das jeweilige Wohnprojekt wurde von meinen Interviewpartnerinnen sehr bewusst getroffen, die Mischung der Generationen war allen Befragten vor Einzug klar und wurde gezielt gewählt (vgl. Paul 2012, S. 180).

„Naja, es ist vorgestellt worden als ein ökologisch sinnvolles Projekt, ja? Und das es gemischte Generationen sind, also das war mir sehr wichtig, weil ich mir nicht vorstellen kann, nur unter alten Leuten, oder älteren wie sie halt jetzt heißen (lacht), zu leben (ähm). Mich stört Kinderlärm überhaupt nicht, und ich bin auch gern eine Leihoma, wenn sie mich so Zwischendurch brauchen“ (BW4).

„(...) Also so bevor ich dann zu der ersten Infoveranstaltung gegangen bin, hab ich mir überlegt: OK, was ist mir jetzt wichtig? Und ich hab gesagt: OK. Es muss generationenübergreifend sein, weil ich hab keine Lust in ein Altenwohnprojekt zu ziehen, sondern möchte einfach den Austausch mit jungen Menschen und möchte, denk ich mir, wenn auch... auch Kräfte nachlassen, möchte ich AKTIV sein“ (BW6).

Paul stellt in ihrer Untersuchung fest, dass grundsätzlich ältere und jüngere Projektteilnehmer*innen dieselben Erwartungen, Wünsche und Zielvorstellungen teilen

und dieselben oder ähnliche Aspekte mit dem Einzug ins Wohnprojekt verbinden (Paul 2012, S. 179).

Die von Beginn an mit dem gemeinsamen Wohnen und Leben einher gehenden Vorstellungen und Erwartungen konnten jedoch mit der später erfahrenen Realität nicht standhalten. Auf diese Diskrepanz zwischen erwartetem, überhöhtem Idealbild und gelebter Realität im alltäglichen Zusammenleben innerhalb des Wohnprojekts lassen sich somit viele der auch von meinen Interviewpartnerinnen beschriebenen Schwierigkeiten zurückführen (Paul 2012, S. 185).

5.2.8.1 Subgruppen im Kollektiv

Bei vielen Bewohner*innen offenbart sich das Ideal eines „Kollektivs“, einer großen Gemeinschaft, in der die Bildung von Subgruppen als Spaltung und damit als Bedrohung bzw. Scheitern erlebt wird. Während in der Anfangszeit der Wohnphase die Interaktionen unter den Bewohner*innen ihren Höhepunkt erleben und viele noch die idealisierte, große Gemeinschaft erfahren,

„Mein Gott, das waren noch Zeiten in dem ersten Jahr! Man ist raus gegangen am Sonntag, man hat die Türen aufgemacht, die Leut' haben sich gefreut, wenn man einander sieht, man hat sich begrüßt, man ist mit den Kindern (ähm) ... man hat angeläutet, am Nachmittag hat wer einen Kuchen bereit gestellt, dann hat man sich getroffen... . Es war ein zwangloses, freudiges Miteinander. Und jeder hat gearbeitet, was nur gegangen ist, ja? Es war eine Aufbruchstimmung und ein Miteinander, und ein WIR-Gefühl, wie ich.. ja, wie ich mir eigentlich gewünscht habe“ (BW5).

„Am Anfang war's sehr gut eigentlich, zwar sehr anstrengend, (...) die Übersiedlung und so (...). Aber das war GUT, auch mit den Menschen und NEU und...“ (BW1).

... werden die Kontakte im Verlauf der Wohnphase zunehmend spezieller und individueller. Im offiziellen Rahmen formieren sich Kleingruppen zu bestimmten Themenbereichen (Arbeitskreise), darüber hinaus entstehen vermehrt inoffizielle Kontakte, die sich in Subgruppen oder privaten (Einzel-)Kontakten organisieren (vgl. Paul S.218-219).

„Jetzt ist es ..., eigentlich haben sich sehr viele auch zurückgezogen, mehr in die Familie, oder halt mit individuellem Kontakt. Und.. und in der Gemeinschaftsküche gekocht wird auch nicht mehr so oft, da sucht, da werden jetzt auch andere Möglichkeiten gesucht, weil das dann irgendwann eine Überforderung war für die

meisten. Ja. Also, es gibt immer wieder Veränderungen und neue... also Ideen und Versuche!” (BW 1).

Gründe dafür sind nach Paul (2012, ebd.) vor allem gemeinsame Interessen, ähnliche Bedürfnisse und organisatorische Herausforderungen oder ein ähnlicher Tagesablauf. Sie sind auch dafür verantwortlich, dass sich „intragenerationale Kontakte leichter realisieren lassen als generationsübergreifende und Erstere zudem eher eine solidarische Breite und Tiefe erreichen, die dem Idealbild entspricht” (Paul 2012, S. 219). So haben etwa gerade Bewohner*innen mit minderjährigen Kindern ganz klar „andere Interessen und andere... wie soll ich sagen? WERTIGKEITEN, die im Leben gerade aktuell sind” (BW2) und damit „natürlich viel mehr Gemeinsamkeiten” (BW4). Dieser Aspekt wird jedoch nicht immer so klar reflektiert und von manchen mit einem „Auseinanderbrechen der Gemeinschaft“ verbunden. Wird das Thema im Kontext von Intergenerationalität gesehen, entsteht bei manchen Bewohner*innen zudem die Wahrnehmung von Generationskonflikten (Paul 2012, S. 222).

Im offiziellen Kontext werden die Kleingruppen größtenteils akzeptiert. Die soziokratische Organisation der Wohnprojekte wird von den interviewten Bewohnerinnen durchwegs positiv hervorgehoben und als Vorteil erlebt, strukturelle Konflikte scheinen durch klare Entscheidungs- und Kontrollverhältnisse sowie geteilte Zuständigkeiten und Verantwortungsbereiche im Zusammenleben von geringer Bedeutung (zu strukturellen Konflikten vgl. etwa Höher/Höher 2004, S. 111, Proksch 2014, S. 6-7; näheres dazu auch in dieser Arbeit in Kapitel 6.2.3).

Eine Bewohnerin erlebte die Entwicklung von nur einem regelmäßigen Großgruppenplenum hin zu unterschiedlichen Arbeitskreisen mit verschiedenen Zuständigkeitsbereichen als verwirrend und belastend:

„Ich komm nicht mehr zusammen! Ich habe mindestens zehn Leute, die ich fragen sollte, denen ich was abgeben sollte... und jeden Tag kommen neue Dinge dazu. Das ist mir einfach zu stark (...). Weil man sich nicht trifft, ja? Und extra anrufen will ich auch nicht, ich will nicht stören, dann weiß ich die hat so viel Arbeit...” (BW5).

Sie kann sich auch mit der Bildung von Kleingruppen im inoffiziellen Kontext nur schwer abfinden und sieht darin die Ursache, dass „die Gemeinschaft verloren gegangen” ist (BW5).

Wie auch bei Paul (2012, S. 220) haben die meisten Bewohnerinnen meiner Untersuchung „jedoch im Laufe der Wohnzeit gelernt, dass eine grundsätzliche Teilnahme am gemeinschaftlichen Leben im Wohnprojekt relevanter ist, als die fortwährende Zwangsgemeinschaft in der großen Gruppe, im kollektiven Rahmen (Idealvorstellung)“:

„Also mich stört’s nicht. Ich fühl mich nicht NICHT zugehörig, Ich fühl mich nicht ausgeschlossen“ (BW4).

„Also man weiß ja auch, dass Wohnprojekte die kleiner sind, was weiß ich 20 Personen. Die müssen untereinander viel homogener sein, also die dürfen nicht so.. so divers sein. (...) Wenn’s ein kleines Grüppchen ist, ja? Wenn’s ein großes Grüppchen ist, bilden sich automatisch Untergruppen, das ist ganz normal (...)“ (BW2).

Nicht immer überall dabei zu sein bzw. sein zu müssen wird in diesem Zusammenhang auch als Vorteil erkannt und thematisiert (vgl. auch Paul S. 220):

„Also ich möchte, ich möchte selber entscheiden. Ich bin jetzt z.B. dabei bei so einer Gruppe (...). Das find ich sehr fein. Manchmal komm ich und manchmal hab ich grad irgendwas anderes vor, dann geh ich halt nicht hin. Aber es ist so eine sehr lockere Geschichte“ (BW6).

Ein kleinerer Teil der Bewohnerschaft „hält weiter an dem Idealbild einer ‘kollektiven Vernetzung’ fest und kann die Vorteile der Subgruppen nicht für sich nutzen, was zunehmend zu Frustration, Resignation und auch Segregation führt“ (Paul 2012, S. 220).

„Es ist gut, dass es kleine Gruppen gibt, ja. Aber für mich sind die Großgruppen viel wichtiger. Die großen, dass man voneinander weiß, dass man Dinge, die alle betreffen, besprechen kann. Das ist einmal an erster Stelle. Und Kleingruppen sind zweitrangig. Die hab ich außerhalb auch, ja?! Meine Freundschaften kann ich mir überall suchen“ (BW5).

Im Widerspruch zur oben zitierten Einschätzung stellt Paul in ihrer Untersuchung fest, dass gerade die inoffiziellen Beziehungen zu einzelnen Mitbewohner*innen die Chance erhöht, über oberflächliche, einfache Kontakte hinaus tiefere Unterstützung – insbesondere auch kognitive und emotionale – zu erfahren. Im offiziellen Rahmen fänden eher einfache Kontakte statt, mit denen zwar auch praktische Unterstützungsleistungen einhergingen, die aber eher als oberflächlich erlebt würden. Bewohner*innen, die auch inoffizielle Beziehungen zu ihren Mitbewohner*innen realisieren, zeigten sich in der Regel zufriedener und kamen allgemein besser zurecht im alltäglichen Leben innerhalb des Wohnprojektes (Paul 2012, S. 205).

„Um dem Ideal der tiefen solidarischen Vernetzung und Unterstützung näher zu kommen, bedarf es demnach inoffizieller, persönlicher Kontakte, die von jedem einzelnen Bewohner entwickelt werden müssen. Dies lässt sich weder konzeptuell verordnen noch allein durch offizielle Angebote verwirklichen“ (Paul 2012, S. 206).

Die Idealisierung des Kollektivs birgt die Gefahr, dass ein einfacher Kontakt als Segregation interpretiert wird und konflikthafte, intergenerationelle Erfahrungen eher in den Vordergrund treten. Durch die Differenz zur Zielvorstellung würden sie, im Gegensatz zu positiven, den Bewohner*innen jedoch schlicht vermehrt auffallen (Paul 2012, S. 224-225).

5.2.8.2 Konflikte der Harmonie

Der alltägliche Umgang miteinander ist nicht ausschließlich von Respekt und Harmonie geprägt. Zum Alltag im Wohnprojekt gehören ebenso Erfahrungen von Konflikten und Segregation, die im Zusammenhang mit problematischen Kommunikationsweisen stehen und auch generationsübergreifend thematisiert werden. Manche Bewohner*innen reagieren in verschiedenen Situationen aggressiv, andere ziehen sich demonstrativ zurück, wieder andere agieren indirekt auf intransparente Art (vgl. Paul 2012, S. 209, S. 222).

„Es gibt Leute, da ist ein Konflikt nicht lösbar, du wirst gefressen, ja? Du wirst einfach in Grund und Boden geredet und da gibts kein miteinander, das man gemeinsam eine gute Lösung ’rausfindet, weil: Du wirst niedergebügelt! Punkt. ja?“ (BW5).

„(...) Da war dann ziemlich Stunk, ja. Aber, ähm... es hat sich mit der Zeit etwas gelegt, und Es gibt einfach, ich denk mir... so persönliche Schwierigkeiten, ja? Das ein, also... wenn mich einmal einer anschreit, dann kann ich mir sagen: ‘meint der mich persönlich, oder nicht?’ Aber das kann nicht jeder! Oder manchmal kränkt es vielleicht mich auch, ja? Ich weiß es nicht, das ist mir noch nicht so passiert, aber es ist anderen passiert, und die... die wollen sich dann zurückziehen und das fänden aber alle anderen schade, ja?“ (BW4).

Im Kontext von Intergenerationalität wird von meinen Interviewpartnerinnen Wertschätzung, im Sinne von „mehr Achtsamkeit, mehr Entgegenkommen, mehr dabei sein dürfen“ (BW1) als erwartetes Ideal beschrieben. Besonders in Wohnprojekten mit überwiegend jüngeren Bewohner*innen herrscht bei manchen Älteren das Gefühl vor, dass ihnen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde und sie sich gegen eine geschlossen auftretende „Elterngruppe“ „einfach nicht durchsetzen“ können (BW3).

„(...) wenn man zum Beispiel manchmal von jemandem nicht beachtet wird (...) oder man das Gefühl hat: wieso benimmt sich derjenige so zu mir, ja? (...) Dass beim Essen oder überhaupt Leute ein Gespräch haben und man wird irgendwie nicht mit einbezogen und nicht... nicht GEHÖRT (...)“ (BW1).

„Ich glaub', das ist nämlich ganz wichtig für die älteren Menschen, dass... sie WERTGESCHÄTZT werden, ja? Dass sie DABEI sein können, dann sind sie auch gesünder und besser drauf. Und das ist eigentlich für alle dann ein Vorteil, ja?“ (BW1).

„Also, man muss wirklich für alte Leute auch mit... auch mitplanen, mitdenken, nicht nur sagen 'ist schön, wenn sie mit dabei sind.' Sondern da... da laufen Dinge anders ab auch, ja? (...) Und ich denke, man muss diese Dinge aufs Tapet bringen, ja? (BW4).

„Wenn man älter wird, das merk ich auch, seitdem ich 60 bin, wird man VIEL sensibler gegenüber Wertschätzung oder Nicht-Wertschätzung. Das tut wahnsinnig weh, ja? Das hältst du vorher alles besser durch“ (BW5).

„(...) ich bin das nicht GEWÖHNT gewesen (...). Mit meinen Freunden, das war ein ganz anderes FEEDBACK, das ich da bekommen hab! Und, und, das war sehr SCHWIERIG für mich, dass ich hier plötzlich so: 'Hallo? ich bin auch noch da! (...) Ja?“ (BW1).

Die Konfrontation mit der vom hohen Idealbild abweichenden Realität setzt bei den befragten Bewohnerinnen einen teilweise schmerzhaften Lernprozess in Gang:

„Jeder geht dann auch durch persönliche Prozesse durch, nicht, mit... also... so ein bisschen, wie wenn man frisch verliebt ist und dann kommt man nach der Zeit drauf: 'naja, das gibt's auch noch!' Und das ist gar nicht so einfach, also mit den Konflikten umzugehen. Also das ist dann schon ein Prozess, durch den man durch muss!“ (BW1).

„Also ich hab schon wirklich eine schlimme Phase auch durchgemacht, weil ich war so verunsichert! Also erstens einmal das alles kennenlernen und dann eben so das Gefühl: wer bin ich denn jetzt überhaupt, ja? (...) ich muss mich neu erfinden! (...) Ist ja auch nichts Schlechtes, im Grunde, ja? Aber so einfach... und das Alter auch das kommt... es ist viel zusammengekommen“ (BW1).

„Ich war die ersten Jahre sehr identifiziert und sehr, glaub ich, engagiert. (...) Und... in der Zwischenzeit hab ich auch, momentan, keine LUST mich wirklich zu engagieren. Das ist einfach ein Prozess“ (BW3).

„Und ich mein... ich hab viel schon lernen müssen oder gelernt hier, SOZIAL, ja? Das würd ich sagen, ist der große Gewinn auch. Aber es ist eben auch

ORDENTLICH herausfordernd! Für mich! Mit ganz wenigen Personen zwar, aber ja” (BW3).

„Man lernt natürlich auch oft unwahrscheinlich viel von Menschen, die... wie soll ich sagen? Drücker an den schmerzhaften Punkten sind, ja? Weil, mamamia! Da lernt man immer wieder neue Dinge! (...) Weil, ja – Menschen halt so sind, wie sie sind! Und wenn die dann meine neurotischen Punkte drücken, na, dann kann ich schauen, was ich tu'!” (BW2).

Welchen Einfluss die Persönlichkeitsstrukturen der Bewohner*innen auf das individuelle Zurechtkommen im Wohnprojekt haben und welchen Beitrag die Wohnprojekte als Organisationen leisten können, wird im abschließenden Großkapitel untersucht. Die Ergebnisse der Auswertung werden darin zusammenfassend diskutiert und um Erkenntnisse aus der Dissertation von Christine Paul aus dem Jahr 2012 erweitert.

6. Diskussion der Ergebnisse

Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass sich die in der Literatur beschriebenen Potenziale in den untersuchten Wohnprojekten in mehr oder weniger großem Umfang verwirklichen lassen. Wie in Kapitel 3.2 ausgeführt und in der Auswertung bestätigt (Kapitel 5.1), ermöglichen Wohnprojekte den Bewohner*innen vielfältige Kontakt- und Kommunikationsmöglichkeiten, die im Rahmen von geplanten und spontanen Treffen realisiert werden können. Diese führen zu unterschiedlichen Arten von Vernetzung, Unterstützung und Hilfestellungen und fördern intergenerationell gesehen positive Generationenbilder (vgl. auch Paul 2012, S. 222).

„Also, da bringen die jungen Leute einfach alles mögliche mir daher. Ich find's auch so schön, ihnen zuzuschauen, wie die so tun im Leben, sag ich jetzt einmal, ja? Weil die tun ja auch verschieden (...). Also, ich merk', ich bin so wie die alten Leut früher auf der Hausbank gesessen sind, na? Und den Jungen zugeschaut haben beim Leben, diese Rolle merk ich, dass ich die mehr und mehr einnehme. Dass ich... das anschau und mir denk: 'interessant! Wirklich interessant, wie die da tun!' (...) Ja, und das inspiriert mich, das eine oder das andere. Und ich kann nicht 'oidln', sag ich jetzt mal, ja? Weil ich kenn das von Bekannten in meiner Generation, wo ich merk', die sind... die ALLEIN leben und keine Inspiration von jungen Leuten haben, wie die.. wie schnell das bergab geht. (...) Die Denke ist viel... das wird immer ENGER.

Enger wird das, ja! Weil wenn ich nur in meinem Saft schmore und nicht konfrontiert werde damit, im positiven Sinn konfrontiert werde, mit: 'Aha! Heut tickt die Welt anders! Ok! Ah, die machen das so, das könnt ich ja auch probieren!' Also... das ist, wie soll ich sagen, viel mehr aus mir heraus, weiter in etwas anderes hinein. Und... das find ich ganz WESENTLICH im Älterwerden, ja?" (BW2).

„Ja, also ich glaub, um einfach so mit Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen konfrontiert zu sein. Ich find das zwar sehr spannend, mich mit Menschen meiner Generation austauschen. Aber das ALLEIN find ich auch... find ich auch in einem gewissen Sinne 'schmoren im eigenen Saft'. Und ich find's spannend, andere Lebensperspektiven hautnah mitzubekommen und zu erleben" (BW6).

„(...) ich bin gern unter jüngeren Leuten, ja. Ich hab natürlich Freunde in meinem Alter! Das sind dann sozusagen die ANDEREN 70 jährigen, ja? Aber, ähm... ich kann sehr gut eben auch Kontakt aufnehmen mit Jüngeren, ich hab damit kein Problem" (BW4).

„Ja, ich find das schön eigentlich, mit Jüngeren. Und ich hab auch jüngere Freunde immer gehabt, die vielleicht um 20 Jahre jünger waren oder so. (...) Ich hab auch hier eine, mit der ich manchmal rede, die ist, die für mich... Mit der versteh' ich mich WUNDERBAR, ja? (...) Da ist überhaupt, wenn wir reden, kein UNTERSCHIED so, nicht? Gewisse Themen gibt's sicher, wo's einen großen Unterschied gibt, aber so... . Ja! Das ist eine Bereicherung find ich, die Jungen. Schon!" (BW1).

Zugleich werden von den Interviewpartnerinnen verschiedenste Herausforderungen im Zusammenleben beschrieben, die sich auf Differenzen im Sauberkeits- und Ordnungsverständnis, dem Ruhe- und Spielbedürfnis und den unterschiedlichen Kommunikationsstilen sowie dem Umgang damit zurückführen lassen. Und in weiterer Folge zu Erfahrungen von Konflikten und Spaltungen führen. Trotz der offensichtlich sehr vielfältigen Herausforderungen und der Einschätzung, dass man „wahrscheinlich mehr Konfrontation" hat, „weil die [Jüngeren, Anm. d.V.] halt wirklich andere Zugänge haben" und man sich dadurch „mehr auseinandersetzen" müsse, stellt keine meiner Interviewpartnerinnen die eigene Entscheidung für generationenübergreifendes Wohnen in Frage.

Wie es ihnen gelingt, mit den ambivalenten Beziehungserfahrungen zurechtzukommen und welche Faktoren sie dabei als förderlich betrachten, wird im folgenden Kapitel dargelegt.

6.1 Anforderungen an die Bewohner*innen

Wie im vorhergehenden Kapitel gezeigt, werden die persönlichen Idealvorstellungen der Bewohner*innen in der Wohnphase durch die in der Realität erlebten Herausforderungen und konflikthafte Umgangsweisen eingeholt, was zu Irritationen führt und die einzelnen Bewohner*innen zu Veränderungen im Fühlen, Denken, Verhalten und Handeln veranlasst (vgl. Paul 2012, S. 149). Dabei fällt es manchen Bewohner*innen leichter, die Vielschichtigkeit der ambivalenten Beziehungserfahrungen wahrzunehmen, als Teil des Lebens im Wohnprojekt zu akzeptieren und einen Umgang damit zu erlernen. Die strukturellen Gegebenheiten erleichtern den Kontakt zwischen den Bewohner*innen, was die Ausgangsbasis für gegenseitiges Lernen und Modifizieren der Idealvorstellungen darstellt,

„aber jeder einzelne Bewohner legt selbst fest (bewusst wie unbewusst), was er/sie daraus macht, welchen Nutzen er[/sie] dabei für sich daraus zieht und auch, inwiefern er[/sie] sich in das Projekt einbringt, was er zum Nutzen des Gemeinwohles beiträgt“ (Paul 2012, S. 225).

6.1.1 „Das musst du aushalten!“

Meine Interviewpartnerinnen sind sich durchwegs einig, dass sich manche Differenzen *„NIE auf Dauer lösen“* lassen. Dazu werden allen voran die Spannungsfelder *Ordnung und Sauberkeit* genannt:

„Diese Krimskrums-Konflikte (...) kann man nicht auf Dauer lösen. Weil das ist einfach... menschlicher Schlendrian. Oder... verschiedene Vorstellungen von Ordnung z.B. Oder eben so Persönlichkeitsstrukturen von Menschen, denen das wurscht ist, wie's da aussieht oder denen das egal ist, dass der andere über seine Schuhe drüber fällt“ (BW2).

Das generelle Ziel, in dem sich auch ein Grundsatz der in Kapitel 4.4 vorgestellten Soziokratischen Kreisorganisationsmethode widerspiegelt, müsse daher sein, Lösungen zu finden,

„mit denen alle leben können. Und das ist eben nicht die Ideallösung für irgendeine extreme Position!“ (BW6).

Als förderlich wird klare Zuständigkeit gesehen:

„Dass es da auch immer Gruppen gibt, die sich um die Gemeinschaftsräume kümmern. (...) Die dann halt Regeln aufstellen, die dann auch mal ein

nachdrückliches E-Mail schreiben und sagen: 'Liebe Leute, wenn ihr jetzt da ein Fest habt, bitte schaut doch darauf, dass danach auch wieder aufgeräumt wird' (...)" (BW6).

Jedoch würden die aufgestellten Regeln für Gemeinschaftsbereiche kaum auf Dauer eingehalten, es helfe nur das regelmäßige Aufmerksammachen und erneute Einfordern:

„Ja also, ich glaube, das einzige was man machen kann ist wirklich, die Regeln zu thematisieren. Ich meine, man könnte es theoretisch auch zum Thema machen in einem Großgruppentreffen. Allerdings ist sehr wahrscheinlich, dass die Leute, denen es völlig wurscht ist, dann nicht dabei sind (lacht). Aber du kannst auch niemanden zwingen!" (BW6)

„Regeln, Regeln, Regeln. Es braucht einfach Regeln. Und die muss man halt immer wieder erneuern und immer wieder erinnern" (BW2).

Betroffen sind davon nicht zuletzt die im Wohnprojekt wohnenden Kinder. Sehr freiheitsliebende Personen sollten diesen Umstand in ihre Für- und Wider- Überlegungen vor dem Einzug ins Wohnprojekt einbeziehen.

„Ich habe jetzt gemerkt, wo meine Verwandten gekommen sind: was ich denen alles erklären musste ... (lacht) wie die Dinge laufen! Da hab ich mir gedacht: mein Gott, es gibt wirklich VIELE Regeln hier im Haus! Im Alltag fällt einem das gar nicht mehr so auf, weil man's eh kennt, ja? Aber wenn man's so kommunizieren muss, also den Kindern..." (BW6).

„Es gibt schon Nachteile. Ich seh' schon, dass es für manche Menschen Nachteile sind, nur spielen die für mich keine große Rolle. Also ich denk mir, so autonom leben, Autonomie. (...) Alles selber entscheiden und sozusagen auch nur um den eigenen Bereich kümmern müssen, das geht hier nicht. Natürlich muss ich mich mit Dingen auseinandersetzen, die jetzt nicht unbedingt mit meinem persönlichen Leben zu tun haben" (BW6).

Da eine dauerhafte Lösung in diesem Bereich aber auch mit Regeln nicht erreichbar ist, hilft es, ein generelles Verständnis für je nach aktuellen Lebensumständen divergierende Prioritäten aufzubauen:

„Natürlich, natürlich. Die Leute, die einen Job und drei Kinder haben, die vergessen manchmal den Gang zu putzen. Ich vergess das selten, weil: mein Gott, ich hab Zeit!" (BW6).

und die eigene Toleranzschwelle zu erhöhen.

„Und dann kannst du dir überlegen: Holst du dir eine blutige Nase, oder erhöhst du deine Toleranzschwelle und vermeidest es, dich damit zu konfrontieren. (...) Ich bin in der Regel niemand, der jetzt sofort alles anspricht, es ist eher so, dass ich versuch,

nicht hinzuschauen. Ich find das nicht gut, aber ich kann besser damit leben” (BW6).

„Das muss man aushalten. Am Anfang hab ich viel... bin ich sozusagen eingesprungen und hab gedacht: OK, ich stell jetzt den Zustand her, den ICH gerne hab. Und irgendwann hab ich gemerkt, dass ich dann total grantig dabei werd! Und jetzt sag ich: OK, das ist jetzt so. Und das ist nicht MEIN Ding. Ich mach das jetzt NICHT! Ich lass das stehen und geh’ in meine Wohnung, da ist alles so, wie ich das gerne hab. Meistens. (lacht)” (BW6).

Vergleichbares gilt auch beim Thema *Lärmempfinden*. Auch hier werden Regeln für die Gemeinschaftsbereiche, wie etwa Ruhezeiten, immer nur „eine Zeitlang” befolgt, „dann muss man wieder erinnern” (BW2).

„Und dann gibt’s z.B. ein E-Mail an die Eltern: Bitte lasst die Kinder am Sonntag erst ab 9 Uhr bei der Tür raus. Oder so” (BW2).

Manche der interviewten Bewohnerinnen haben sich mit einem gewissen Lärmpegel bei intergenerationellen Veranstaltungen arrangiert:

„(...) ich gehe kurz hinaus und dann sind die Kinder fertig (mit dem Essen, Anm.d.V.) und gehen woanders spielen und dann kann ich mich wieder hinsetzen. Oder ich sitz’ nur und ess halt mit, aber kann mich nicht mehr unterhalten. So. Aber man MUSS ja nicht, ja? Ich denk mir, ich ERWART mir das nicht. (...)” (BW4).

Zudem werden teils kreative Versuche unternommen, wie etwa definierte „Ruhetische” bei Gemeinschaftssessen. Der „Gemeinschafts-Sog” sei jedoch so groß, dass letztendlich „alle doch am großen Tisch mit den anderen sitzen” wollen (BW1).

Auch die persönlichen Hintergründe und die generelle Zufriedenheit im Wohnprojekt spielen bezüglich der Sensibilität auf (Kinder-) Geräusche eine Rolle, wie eine ältere, alleinlebende Bewohnerin selbstreflektierend feststellt:

„Ich glaub nicht, dass das bei allen so ist. Aber ich denke wenn man halt, wie in meinem Fall, wo der Traum von diesem Wohnprojekt zerbröselt ist... das hängt auch wahrscheinlich damit zusammen. Wenn ich ganz glücklich wäre und wenn das da meine Erfüllung wäre noch... hätte ich vielleicht... nicht SO ein starkes Ruhebedürfnis. (...) Mein Zustand jetzt ist..., hängt schon zusammen damit, dass ich einfach sehr, SEHR enttäuscht bin, ja” (BW5).

Dass viele „andere auch, die älter sind (...) mehr Rückzug und Ruhe” bräuchten, sei aber „grundsätzlich schon richtig”.

Beim Spannungsfeld Ruhe- und Spielbedürfnis wird deutlich, dass den Möglichkeiten der einzelnen Bewohner*innen Grenzen gesetzt sind: das Zusammenleben in gemeinschaftlichen Wohnprojekten verlangt den Bewohner*innen permanent Aushandlungsprozesse ab. Ruhe lässt sich aber nur sehr schwer verhandeln, sobald Kinder zu den Bewohner*innen zählen. Von Kindern beim freien Spielen verursachte Geräusche lassen sich durch Verhandlungen ebenso wenig ausschalten, wie eine hohe Sensibilität mancher Bewohner*innen ihnen gegenüber.

Wie aus den Interviews hervorgeht, führen Kindergeräusche in einigen generationenübergreifenden Wohnprojekten zu massiven Spannungen und Konflikten, während sie in anderen lediglich als Randthema auftauchen.

„Das Haus ist relativ gut isoliert, also man hört nicht so viel. Also ich hör schon das Getrappel am Gang, wenn die Kinder da mal wieder irgendwas machen, aber das stört mich nicht wirklich“ (BW6).

„Lärm, Lärm, Lärm. Lärm ist auch noch wichtig, hab ich fast vergessen, Lärm! Ich hab eine Wohnung, die extrem ausgesetzt ist, ja. (...) Ich höre alles, sehe alles (...)“ (BW5).

„Wenn ich in einer Wohnung wie von der [Name der Nachbarin, Anm. d. V.] wäre, ja. Das ist ganz was anderes. Da kann ich mich wirklich zurückziehen und hab meine, auch meine heilige Ruhe immer wieder!“ (BW5).

Die planerische Berücksichtigung der unterschiedlichen Bedürfnisse kann offenbar einen zentralen Beitrag zur Zufriedenheit der Generationen im Wohnprojekt leisten, worauf in Kapitel 6.2.1 noch genauer eingegangen wird.

Abgesehen von Unterschieden, die sich auf bauliche Besonderheiten der verschiedenen Wohnprojekte zurückführen lassen, stimmen die in den Interviews genannten herausfordernden Situationen und Themen bzw. Lernanlässe nahezu überein, und die Beschreibungen der Interviewpartnerinnen ähneln sich stark (vgl. Paul 2012, S.237). Alle Bewohner*innen werden während der Wohnphase mit Diskrepanzen zwischen ihrem Idealbild und der Wirklichkeit im täglichen Miteinander im Wohnprojekt konfrontiert: Interessen und Bedürfnisse gehen auseinander, es bilden sich verschiedene Untergruppen, die Kommunikation läuft, gerade auch zwischen den Generationen, nicht so harmonisch und respektvoll wie erwartet und tiefe solidarische Vernetzung und Unterstützung stellt sich nicht so leicht – und nicht zu allen – ein.

6.1.2 Der steinige Weg vom Ideal zur Realität

Die durch das Erleben von Diskrepanzen zwischen Idealbild und Realität im Zusammenleben ausgelösten Lernprozesse und die damit verbundenen individuellen Lernergebnisse können sehr unterschiedlich ausfallen. Während manche Bewohner*innen während der Wohnphase Umgangsweisen erlernen, „welche sich der Zielvorstellung intra- und intergenerationeller Solidarität annähern“, folgen andere „dem Gegenteil“ (Paul 2012, S. 266). Die dem Verhalten und Erleben der Bewohner*innen zugrundeliegenden Muster hat Paul in einem Prozess der Abstrahierung und Generalisierung in drei Gruppen ähnlicher Merkmalskombinationen zusammengefasst (S.234-265), die sie als *ausbalancierte Optimierer*, *pragmatische Nischennutzer* und *egozentrische Individualisten* bezeichnet. Dabei handelt es sich um Idealtypen, um Konstrukte, denen naturgemäß kein*e Bewohner*in zu 100% entspricht, und die sich zudem mit neuen Erfahrungen im Laufe der Zeit in neue Richtungen verändern können (vgl. Paul S. 255).

6.1.2.1 Die ausbalancierten Optimierer

Bewohner*innen des Typs der „ausbalancierten Optimierer“ haben gelernt, sich gegenüber ihren Mitbewohner*innen tolerant und interessiert zu verhalten und auf andere Wünsche und Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen bzw. sich auch bereitwillig anzupassen, wenn es der Gemeinschaft dienlich ist. Zugleich haben sie ihre eigenen Anliegen im Blick und setzen sich kontinuierlich, „mediativ bzw. produktiv kämpfend“ (Paul 2012, 236) für deren Verwirklichung ein. Sie sind bemüht, durch kreative Aushandlungsprozesse Lösungen zu finden, mit denen alle Seiten leben können, setzen aber auch klare Grenzen. Bewohner*innen dieses Typs haben gelernt, dass Kommunikation nicht immer auf eine respektvolle und harmonische Art möglich ist, sie sehen dies jedoch als menschliche Begleiterscheinung oder sogar willkommene Herausforderung an.

„Ich will meine Entwicklung nicht stoppen! (...) Das ist mir halt so ein ganz ein inneres großes Ziel Und da ist mir alles recht, das mich raus holt aus meiner Komfortzone, ja? Wo ich nachdenken muss, oder mir was überlegen muss, wo ich... keine Ahnung! GEFORDERT bin auf eine gewisse Weise, weil ich mir denk: ‘puh. Momentan find ich das gerade irgendwie ätzend. Aber: Interessant! Was fällt mir jetzt dazu ein?’“ (BW2).

„Ja, das ist auf jeden Fall ein wichtiger Vorteil für mich, immer wieder herausgefordert zu werden. Das ist was Gutes. Ich glaub, das brauchen wir. Sonst... versteinert man, oder... oder wird komisch (lacht) (...) Ja klar, es kann anstrengend sein, aber ich finde es lohnt sich auch. Und ich hab auch schon oft meine Meinung geändert durch solche Diskussionen. Und das find ich... ich find das ist auf jeden Fall ein Vorteil, wenn man lernt, seine Meinung zu ändern“ (BW6).

Sie sind durchwegs offiziell engagiert und unterstützen auf diese Weise das gesamte Wohnprojekt in seiner Organisation und seinem Fortbestand. Zusätzlich zur offiziellen Vernetzung verfügen sie über gute, häufige und intensive Beziehungen zu einigen (aber nicht allen) ihrer Nachbar*innen, mit denen sie auf einer individuell-persönlichen Ebene neben praktischen Hilfen auch kognitive und emotionale Unterstützung austauschen.

Den *ausbalancierten Optimierern* gelingt es im Rahmen des Lernprozesses, ihr Idealbild in konstruktiv-produktiver Form umzuwandeln, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Eigeninteresse und Solidarität herzustellen und so die Plattform des Wohnprojektes vielseitig und für alle Seiten gewinnbringend zu nutzen.

„Es ist vielleicht nicht alles so, wie ich's ERWARTET hab, ja. Aber ich stell mich drauf ein, dass es auch ruhig anders sein kann! (...)“ (BW4).

„Natürlich gibt's jetzt auch... es ist jetzt nicht alles so in rosarot, es gibt jetzt auch manchmal schwierige Situationen, mit denen man konfrontiert wird. ja? Aber auch das ist ja... SPANNEND letztendlich, oder es hilft, es bringt einen weiter. Also es ist in jedem Fall: ich schmor nicht so im eigenen Saft. Das find ich so wichtig. Ich beschäftige mich nicht NUR mit mir und meiner Befindlichkeit“ (BW6).

6.1.2.2 Die pragmatischen Nischennutzer

Das Motto der pragmatischen Nischennutzer lautet: „leben und leben lassen“. Im Unterschied zum ersten vorgestellten Typus steht bei diesen das Arrangieren mit den Gegebenheiten im Vordergrund und weniger das auf Veränderung abzielende Optimieren. Die Andersartigkeit ihrer Nachbar*innen nehmen sie durchaus tolerant hin und versuchen, sie mit den eigenen Bedürfnissen und Interessen bzw. ihrem eigenen Denken und Handeln in Einklang zu bringen. Sie treten in Aushandlungsprozesse ein, ziehen sich jedoch zurück, wenn es nicht zu funktionieren scheint. Durch Aufzeigen ihrer Grenzen und zeitweisen Rückzug wahren sie ihre Interessen. Alternative Denk- und Handlungsweisen werden möglicherweise gedanklich durchgespielt, jedoch kaum realisiert, was sich auch in einer mangelnden Eigeninitiative zeigt. Bewohner*innen diesen Typs arrangieren sich lieber mit

den Gegebenheiten (nach dem Motto: „Wir verstehen uns eben nicht“ oder „es bietet halt Niemand sowas an, was meinen Bedürfnissen entspricht“), als selber etwas zu initiieren. Anstatt sich wie die ausbalancierten Optimierer kontinuierlich für ihre Bedürfnisse und Interessen einzusetzen, ziehen sie sich zwischenzeitlich und/oder aus bestimmten Situationen zurück und vermeiden den Kontakt mit Personen mit zu unterschiedlichen Einstellungen oder Bedürfnissen. Den Ergebnissen Pauls (2012, S. 288) folgend stellen Rückzüge, die sich auf bestimmte Situationen oder eine befristete Zeit beschränken, jedoch kein Scheitern der Wohnprojekte dar. Sie können im Gegenteil zu seinem Fortbestand beitragen, da jedes einzelne Mitglied sich wohler fühlt und mit der Situation besser zurechtkommt. Dies trägt auf längere Sicht zum Gelingen des gesamten Systems des Wohnprojekts bei.

Bewohner*innen dieses Typs sind weniger offiziell engagiert, pflegen aber umso mehr inoffizielle Beziehungen zu bestimmten Personen. Ihre Nische kann z.B. in einer kleinen Gruppe „Gleichgesinnter“ gefunden oder im Rahmen freundschaftlicher Einzelkontakte gelebt werden, indem man entlang übereinstimmender Interessen das Leben ausrichtet.

„Also ich war früher der Arbeits- und Engagement-Typ. In der Zwischenzeit hab ich ... momentan keine LUST, mich wirklich zu engagieren. Das ist einfach ein Prozess (...). Also, ich mach jetzt fast auf Privatier! (lacht) Das taugt mir voll zur Zeit“ (BW3).

Auch die *pragmatischen Nischennutzer* finden damit einen Weg im Wohnprojekt zurechtkommen, indem sie bestimmten Situationen oder Teil-Gruppen auf „achtsam gleichgültige“ Art begegnen lernen und ihre Interessen und Bedürfnisse in individuellen und zugleich gemeinschaftstauglichen Nischen verwirklichen. Beide Typen haben erkannt und akzeptiert, dass neben den erhofften harmonischen Umgangsformen ebenso konflikthafte und segregierende zum Alltag im Wohnprojekt gehören und lernen, kollidierenden Interessen mit individuellen Strategien zu begegnen und Alternativen aufzuzeigen. Der erste Typ bemüht sich um Verbesserungen für beide Seiten, der zweite um möglichst einvernehmliche, gemeinschaftsverträgliche Arrangements, die im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten alle Seiten auf ihre Weise stehen und leben lassen.

„Dann gibt's halt auch Entwicklungen, die für einen schwierig sind, so allgemein. (...) Aber da arrangiere ich mich dann so halt“ (BW1).

„(...) Ganz ein wichtiges Thema ist, dass wir auch andere Menschen, die anders sind, kennenlernen und lernen auch sie so zu akzeptieren, so wie sie sind. Dass das ein sehr schwieriger Lernprozess ist, aber ein ganz, ganz wichtiger. Ja? Das ist jetzt

wichtig, dass wir das lernen! So... auch andere kennenzulernen und damit umzugehen, dass sie ANDERS sind und mit Konflikten... und das hilft mir dann auch bei den Konflikten, dass ich mir dann sag: 'Ok, das gehört auch dazu!', ja?'" (BW1).

6.1.2.3 Die egozentrischen Individualisten

Demgegenüber stehen die *egozentrischen Individualisten*. Sie zeigen sich zwar tolerant und an ihren Nachbar*innen interessiert, deren Bedürfnisse sie auch wahrnehmen, dies bleibt jedoch eher auf einem theoretisch-ideellen Niveau. Es gelingt ihnen nicht, die eigenen Interessen und Bedürfnisse zurückzustellen oder alternative, gemeinschaftsverträgliche Wege zu finden, sie im Wohnprojekt zu realisieren. Festgefahrene gedankliche Muster dominieren, die Bewohner*innen verfechten ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse auf emotionale Weise und zeigen zugleich bei der Verwirklichung wenig Eigeninitiative. Ihre Anliegen werden vorgebracht, eventuell nur gegenüber einer Person, deren Weiterverfolgung und Umsetzung liegt dann aber in der Verantwortung der Mitbewohner*innen. Kommen diese ihnen nicht entgegen, oder setzen sich nicht ausreichend für ihre Interessen ein, wird das als intolerantes oder egoistisches Verhalten gedeutet.

„Es gibt einfach so persönliche Schwierigkeiten, ja?(...) Und manche, die wollen sich dann zurückziehen und das fänden aber andere wieder schade, ja? (...) Man muss manche Leute daran erinnern, dass sie SELBER verantwortlich sind, auch für das, was sie tun und das was sie aushalten wollen, oder nicht aushalten. Und man muss wirklich es nicht immer abschieben, es muss wer anderer lösen für mich... ich muss es ja SELBST lösen!“ (BW4).

Typisch ist ein *egozentrisches Lernmuster*: Kontroverse Situationen werden zwar gründlich reflektiert, es findet jedoch keine Interaktion mit den Beteiligten statt. Durch Ausbleiben klärender Gespräche oder weiterer Interaktionen, die auch eine Kompromissfindung ermöglichen könnten, bleibt das Verhalten der Mitbewohner*innen unverständlich, wird mit negativen Assoziationen verbunden und auf Ignoranz, Unfähigkeit bzw. Unwillen zurückgeführt (Paul 2012, S. 252).

„Ich hab das glaub ich jetzt das 3. Mal per Mail ausgeschickt, aber es reagiert kaum wer. Ja, die Kinder rennen kaum mehr... hat aber KEINER der Eltern was gesagt!“ (BW5).

Die Schuld an der Nichterfüllung der eigenen Vorstellungen wird bei den anderen gesehen, eine kritische Selbstreflexion, die eine Anpassung des eigenen Denkens und Handelns nach sich ziehen könnte, bleibt aus. Bewohner*innen dieses Typs halten gedanklich an

ihrem Idealbild fest, an dessen Vorgabe sie die Realität messen und Abweichungen als Scheitern bewerten. Dies führt zu großen Enttäuschungen und Verletzungen und im weiteren Verlauf oft zu radikalen Rückzügen. Durch ihre hohen Ideale setzen sie ihren Mitbewohner*innen enge, schwer erfüllbare Grenzen und erlangen entgegen dem eigenen Wunsch eher oberflächliche Beziehungen, die zumeist in organisierten Settings stattfinden und sich im inoffiziellen Bereich auf die Unterstützung in nichtalltäglichen Notfallsituationen beschränken.

„Vielleicht tut das so weh, in einer Gemeinschaft so einsam zu sein. Jetzt. Ja? In den ersten eineinhalb Jahren war es eh anders. Das war ein... das war so beflügelnd, dieses WIR und das Gemeinsam und dieses dichte Miteinander. (...) Und jetzt ist einfach... ja, es ist wie in einer Partnerschaft, nicht? Wenn du in einer (...), in einer großen Liebe, du hast einen Partner gefunden und dann merkst du, dass das auseinander geht. Diese Einsamkeit in der Gemeinschaft. Das ist das, das ist die Enttäuschung“ (BW5).

Paul (2012, S. 296) beschreibt eine ältere Bewohnerin, die sich aufgrund des erlebten Durchsetzungsvermögens einer aus ihrer Sicht geschlossen auftretenden „Gruppe der Eltern“ verstärkt auf ihre, d.h. die ältere Generation, fokussiert, um nach dem Motto: *„die Älteren müssen sich sammeln, um gegen die Jüngeren bestehen zu können“* für ihre eigenen Wünsche eine Lobby zu finden. Dabei entfernt sie sich in ihrem Handeln und Denken kontinuierlich von der jüngeren Erwachsenengeneration, was wiederum nicht im Geringsten ihrem ursprünglichen Ideal der intergenerationellen Gemeinschaft entspricht. Mit der Zeit steigt infolgedessen ihre Unzufriedenheit, gerade auch im Vergleich mit Älteren, die für sich eine Balance zwischen den beiden Interessensgruppen Jung und Alt herstellen konnten (Paul 2012, S. 296).

6.1.3 Persönliche Konfliktfähigkeit der Bewohner*innen

Meine Interviewpartnerinnen nannten verschiedene Qualitäten, die Menschen für ein zufriedenes Leben im generationenübergreifenden gemeinschaftlichen Wohnprojekt mitbringen sollten. Die Fähigkeit, mit Konflikten konstruktiv umgehen zu können und ihnen gegenüber eine positive Grundhaltung zu haben, wird dabei an oberster Stelle genannt. Mit konflikthafter Situation und Umgangsweisen konfrontiert zu sein gehört offenbar in allen Wohnprojekten zum Alltag der Bewohner*innen.

„Du musst Konflikte... das muss für dich SELBSTVERSTÄNDLICH sein, dass es Konflikte gibt, ja? Und du musst fast freudig sein! Dass du sagst: 'ja, interessiert mich und das geh ich an', ja? Das ist mal wichtig!" (BW5).

„(...) Nichts desto trotz muss ich – also ich will jetzt da wirklich sagen ich MUSS, ja? – in der Lage sein mir vorzustellen, mit anderen Dinge gut auszudiskutieren und... und bereit sein können, andere Ansichten anzunehmen, ja? Also das muss ich auch, das muss ich können, ja? Gibt ja Leute, die das überhaupt nicht können, vor allem alte Leute oft, ja? Die geschwind einmal der Sinne sind: 'Wenn das nicht so ist, wie ich mir das vorstelle, dann KANN ich damit nicht', ja?" (BW2).

„Ich glaub wichtig ist diese Grundeinstellung in mir, dass wenn ein Konflikt IST mit jemandem, dann hat das viel mehr mit MIR zu tun, mit meinen Widerständen, wie mit der anderen Person. Weil die Person ist, wie sie ist! Das mich das aber stört, hat mit MIR was zu tun, ja? Und das ist dann spannend, mich zu fragen: 'WIESO regt mich das jetzt so auf?' Ja? und... vielleicht kann ich von dem absehen, weil: mein Gott, ja?" (BW2).

Darüber hinaus werden Toleranz, eine gute Selbstwahrnehmung und Eigenverantwortung als fördernde Faktoren genannt, sowie die Bedeutung der Kommunikation hervorgehoben.

„(...) Dass man weiß, wer man ist und was man möchte, ja? Ähm... und dass man auch andere gut sein lassen kann, was SIE sind und möchten, ja? Also diese .. diese zwischenmenschlichen Kompetenzen denk ich, die sind GANZ wichtig, ja? Also eine große TOLERANZ, ja?" (BW2).

„Na ja, ich glaub, dass die Fähigkeit zu kommunizieren ganz was, ganz was Wesentliches ist. Dass man sich selber zutraut, mit anderen Menschen Dinge zu... zu... regeln, ja? Dass man, wie soll ich sagen? Einerseits selber auf zwei Füßen steht, ja? Also dass man sich selber gut kennt. Glaub ich, ist auch wichtig, ja?" (BW2).

„Also eine OFFENHEIT ist irgendwie sehr wichtig. Dass man bereit ist, einfach in Kontakt zu treten, zu Beziehungen, ja? Also beziehungsfähig muss man eigentlich sein, weil ähm... sonst bleibst du in deinem eigenen Kammerl und ... bist nicht... ähm.

Und so ERWACHSEN oder so psychisch gesund, dass du nicht ALLE Schwierigkeiten auf dich beziehst. Und dass man selber an Lösungen mitarbeitet" (BW4).

„Ich glaub, diese Bereitschaft, Themen lange zu bearbeiten. Und die vielen unterschiedlichen Typen, sich viele unterschiedliche Meinungen anzuhören und sich sozusagen auch in andere Köpfe einzudenken, das ist, glaub ich, ganz wichtig. (...) Man muss sich überlegen, wie man selber tickt. Was man braucht, und auch, was die

eigene Toleranz betrifft. Ich glaub Autonomie und... und Toleranz sind so wichtige Themen in dem Zusammenhang” (BW6).

Bei Paul finden sich Bewohner*innen, auf die diese Beschreibungen am ehesten zutreffen, unter den *ausbalancierten Optimierern*. Sie haben eine positive Grundhaltung gegenüber Konflikten und stehen „den sich im alltäglichen Umgang miteinander bietenden Lernchancen offen gegenüber (...)” (Paul 2012, S. 227). Sie kennen ihre Bedürfnisse und setzen sich für diese eigenverantwortlich ein, sind jedoch auch bereit, zugunsten der Gemeinschaft zurückzustecken. Vermeidungsverhalten, wie es sich etwa im radikalen Rückzug zeigt, wirkt hingegen „kontraproduktiv im Sinne der intra- und intergenerationellen Solidarität” (Paul 2012, S. 228).

Vergleichbar verwendet Glasl hierfür den Begriff *persönliche Konfliktfähigkeit* und sieht in der Förderung derselben eine essentielle Chance für Organisationen:

„Die Entwicklung zur Konfliktfähigkeit ist heute eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine Gemeinschaft, die sich auf dem Weg in soziales Neuland befindet. (...) und das gilt dort, wo neue Formen der Zusammenarbeit, Führung und Organisation erprobt werden sollen. Da führt an der Verbesserung der persönlichen Konfliktfähigkeit kein Weg vorbei” (Glasl 2002, S. 183).

Eine der Voraussetzungen für Konfliktfähigkeit ist eine gute Selbstwahrnehmung. Auch Konfliktsymptome wahrnehmen und verstehen zu können, sowie urteils- und handlungsfähig zu sein, sind wichtige Grundlagen dafür und können wie *Selbstbehauptung* und *rücksichtsvolles Konfrontieren* durch konsequentes Üben erlernt werden (Glasl 2002, S. 181). Eine Bedingung dafür ist die Einsicht, dass die eigene Wahrnehmung, das eigene Denken, Fühlen, Wollen und Handeln in Konflikten verzerrt und beeinträchtigt ist. Meinungsverschiedenheiten haben die Tendenz, sich selbst zu verstärken: Der zu Beginn sachliche Meinungsunterschied beeinträchtigt, so es zu keiner Einigung kommt, die Beziehungen zwischen den Konfliktparteien, indem sich jede Partei über die vermeintliche Sturheit der anderen ärgert. Dies führt dazu, dass die Streitenden ihre Standpunkte noch deutlicher vorbringen. „Deshalb formulieren sie ihre unterschiedlichen Meinungen oder Ziele etwas krasser als vorhin und beginnen zu polarisieren” (Glasl 2002, S. 119). Der Ärger auf jeder Seite verstärkt sich, es entsteht zusätzlich ein „Konflikt über den Konflikt”. Das bedeutet, dass jede Seite die Differenzen auf der Sachebene und auf der Beziehungsebene anders deutet, was den Ärger auf zwischenmenschlicher Ebene noch mehr verstärkt und die sachlichen Standpunkte weiter polarisieren und verhärten lässt. Die unterschiedlichen Deutungen der Ursachen und Hintergründe des Konflikts führen zu

unterschiedlichen Lösungsansätzen, die wiederum gegenseitig abgewiesen werden, womit ein „Konflikt über die Konfliktlösung“ gegeben ist. All das wirkt wieder auf die Sachdifferenzen und die persönlichen Beziehungen zurück, die Positionen verhärten erneut und so weiter (Glasl 2002, S. 30, S. 119-120).

In einer frühen Phase des Ärgers ist es noch möglich, gegenzusteuern und etwa beim Wahrnehmen der ersten Anzeichen von Reibungen und Spannungen mit dem Gegenüber zu sprechen: Am besten in Form von sogenannten „Ich-Botschaften“, die das Verhalten oder eine Eigenschaft des Gegenübers nicht anprangern oder zu verändern versuchen, „weil das praktisch immer (...) Ablehnung oder Ärger auslöst“ (Glasl 2002, S. 121-122). Werden die negativen Gefühle stärker, wird es immer schwerer, sich ihnen zu entziehen. Da sich die menschliche und die organisatorische Seite der Konflikte wechselseitig bedingen, gilt es sie stets in ihrer Gesamtheit zu sehen und zu bearbeiten (Glasl 2002, S. 183). Mit der Bereitschaft, an der eigenen Persönlichkeit zu arbeiten und durch Kenntnis der Konfliktphänomene und -mechanismen, können die einzelnen Bewohner*innen als die „wichtigsten Instrumente“ jedoch einen erheblichen Beitrag in der Konfliktlösung leisten (Glasl 2002, S. 182).

„Wenn erst einmal viele Menschen ‘konfliktfähiger’ geworden sind, können sie die Organisationen (...) ‘konfliktfester’ machen. Unter ‘Konfliktfestigkeit von Organisationen’ verstehe ich, daß diese zum konstruktiven Bearbeiten von Differenzen, Reibungen und Spannungen in der Lage sind. Sie werden bei Spannungen nicht durcheinandergebracht; sie werden nicht blockiert bei Entscheidungen, wenn es einmal Widerstand gibt“ (Glasl 2002, 10).

6.2 Anforderungen an die Organisationen

Diane Leafe Christian hat sich seit den 1970er Jahren mit kollektiven Wohnformen auseinandergesetzt und bei der Erforschung weltweiter Ökodörfer festgestellt, dass nur etwa 10% der geplanten Gemeinschaften überhaupt bis zur Umsetzung kommen:

„The other 90 percent seemed to go nowhere, occasionally because of lack of money or not finding the right land, but mostly because of conflict“ (Leafe Christian 2003, S. 5).

Die meisten Fehlschläge ließen sich auf „strukturelle Konflikte“ aufgrund von ursprünglichen Versäumnissen in der Gründerzeit zurückführen, die mit guter Planung vermeidbar oder zumindest reduzierbar gewesen wären.

„While interpersonal conflict is normal and expected, I believe that much of the structural conflict in failed communities could have been prevented, or at least greatly reduced (...)” (Leafe Christian 2003, S. 7).

Zu den wichtigsten Kriterien für ein kurz- und langfristiges Gelingen zählen nach Leafe Christian (2003, S. 7-8):

- „Identify your community vision and create vision documents.”
- „Choose a fair, participatory decision-making process appropriate for your group.”
- „Learn good communication and group process skills. Make clear communication and resolving conflicts a priority.”
- „Learn the head skills and heart skills you need to know.”

Einige Interviewaussagen bestätigen die Wichtigkeit der genannten Punkte, wie die positive Hervorhebung der Mitbestimmungsmöglichkeiten in soziokratischen Arbeitskreisen. Andere lassen vermuten, dass die genannten Schritte (noch) nicht in vollem Umfang umgesetzt sind:

„Das ist ja das Schlimme, ja? Wir haben da keine Handlungsregeln, wie wir mit Konflikten umgehen. Das heißt, man muss einmal... ordentlich... man muss einmal in Therapie gehen. Zuerst sagt man's einmal ein, zwei Leuten. Dann gehst selber in Therapie, schaust: Was hat das mit mir zu tun? Und dann... tja. Und dann beim nächsten Anlass sagt man's wahrscheinlich dann ziemlich, ziemlich deftig noch einmal, nicht? Und die anderen fühlen sich angegriffen. Und dann dauert's wieder ein halbes Jahr, bis man es zu einem Thema macht. Und dann hat man die Suppe da! Weil: Nein! Regeln gehören gemacht, genau!” (BW5).

Bevor im nächsten Kapitel auf die genannten Punkte Bezug genommen wird, soll die aus den Interviews hervorgehende, besondere Bedeutung der Bauplanung für generationenübergreifende Wohnprojekte untersucht werden.

6.2.1 Bedeutung der Bauplanung

Aus vielen Interviews geht die Überzeugung hervor, dass „das Generationenübergreifende” an sich „überhaupt kein Problem” (BW5) ist, wenn das Ruhebedürfnis zumindest in den eigenen vier Wänden befriedigt werden kann, ausreichend Rückzugsmöglichkeiten zur Verfügung stehen und Kindern zugleich genügend Raum zum Ausleben ihres natürlichen Spielbedürfnisses geschaffen wurde, um deren Eltern nicht in

permanenten Zwiespalt zwischen ihren Kindern und ruhebedürftigen Erwachsenen zu drängen.

Als bauliche Mindestanforderung sollten generationenübergreifende Wohnprojekte über eine gute Lärmisolation der Wohneinheiten, sowie über Bereiche, in denen Kinder ihrem Spieltrieb freien Lauf lassen können, verfügen. Förderlich sind zudem Gemeinschaftsflächen, die eine situative bzw. temporäre Trennung ermöglichen, wie *Toberäume*, *Musikräume* oder *Ruheräume*. Orte, die den unterschiedlichen Bedürfnissen nach Ruhe- und Spiel- bzw. Lärmzeiten entgegenkommen. Der geeignete Platz für solche eigens geplanten Räume sollte gut durchdacht sein, damit sie im Alltag auch tatsächlich in ihrem Sinne genutzt werden:

„Es gibt noch einen Kindertoberaum, aber der ist im KELLER. Und wir sind schon draufgekommen, wenn man so ein Projekt plant, sollte man den Toberaum in der Nähe der Gemeinschaftsküche haben. Weil die Kinder essen ihre Sachen relativ schnell und es ist schön, wenn die dann toben gehen dürfen und nicht im Raum bleiben, wo die anderen noch sitzen. (...) Und der Keller ist zu weit weg. Für die Größeren, für die Schulkinder ist das kein Problem, aber für die Kleineren, da wollen die Eltern doch noch ein Auge auf sie haben...“ (BW 4).

„Es gibt dann auch noch [einen Raum], der befindet sich im Keller und ist in meinen Augen nicht sehr... einladend, oder... gemütlich, ja? Aber die Jugendlichen LIEBEN diesen Raum! Da sind verschiedene Couchen drin, man kann fernsehen, Musik hören, die Jugendlichen können dort auch alle übernachten (...)“ (BW4).

Mit dem gleichen Ziel können auch größere Wohneinheiten, die tendenziell eher von Familien bezogen werden, von kleineren, also von Alleinstehenden bevorzugten, räumlich etwas abgetrennt geplant werden. Rückzugsräume ermöglichen es den unterschiedlichen Altersgruppen, ihre eigenen Bedürfnisse zu erfüllen und dabei Kraft für neue intergenerationelle Kontakte zu schöpfen. Sie können dazu beitragen, dass Konfliktherde von vornherein entschärft oder sogar verhindert werden (vgl. Paul 2012, S. 296).

„Schallschutz in den Gebäuden und Zonierung der Freiflächen in lebhafte und ruhige Bereiche sind hierbei von enormer Wichtigkeit. Das Zusammenleben mit jungen Menschen erhöht die soziale Sicherheit und den Anregungscharakter der Umwelt“ (Ihlenfeldt 2006, S. 86).

6.2.2 Visionen und Tabus

Um Konflikten vorzubeugen hilft es, die grundlegenden Erwartungen zu klären und in Form eines gemeinsamen Leitbildes, einer Vision zu beschreiben. Im Zuge dessen sollten

die Organisationen auch ihre impliziten Normen ergründen und offen legen (Glasl 2002, S. 58, Bergner 2012, S. 3), denn die „Kultur der Organisation prägt weitgehend das Verhalten ihrer Mitarbeitenden“ bzw. in unserem Fall ihrer Bewohner*innen:

„Vor allem gilt das für implizite Normen, Gebote und Verbote, die den Umgang mit Konflikten betreffen. Solange solche Normen unbewusst und unausgesprochen bleiben, steuern sie das Verhalten auf unkontrollierbare Weise. Deshalb ist es nützlich, sie zu benennen und zur Diskussion zu stellen“ (Bergner 2012, S. 3).

Um keine Illusionen zu nähren ist es empfehlenswert – „und in Konflikten unumgänglich“ –, zusätzlich zum idealen Leitbild „auch die Schattenseite der Gemeinschaftsidentität sichtbar zu machen“ (Glasl 2002, S. 70). Bei der Erarbeitung kann sich zeigen, wo zwischen Ideal und Wirklichkeit Diskrepanzen bestehen und welche Schlüsse daraus persönlich und als Wohnprojekt gezogen werden können.

6.2.2.1 Gemeinschaft mit Subgruppen

Das betrifft auch den idealisierten Gemeinschaftsgedanken, dem etwa Segregationen aufgrund verschiedener Generationenzugehörigkeit gegenüberstehen, welche die durchaus ebenso vorhandenen positiven Aspekte des gelebten Alltags überdecken. Dabei entspricht die Bildung von inoffiziellen Subgruppen nicht nur dem natürlichen Verlauf in Wohnprojekten, sondern trägt auch wesentlich zum besseren Zurechtkommen der einzelnen Bewohner*innen im Wohnprojekt bei. Anstatt die Gruppenbildungen also als Scheitern misszuverstehen, sollten sie als wichtige Ressource für die Erfüllung individueller Bedürfnisse und die Umsetzung von Einzelinteressen verstanden werden, die dem Individuum zu Entlastung und Wohlbefinden verhelfen und damit dem gesamten Wohnprojekt dienlich sein können (Paul 2012, S. 289-290).

„(...) Das ist ganz normal, dass sich Untergruppen bilden, ja? Also allein die Gruppe der Eltern, ja? Das ist ein anderes Interesse oder eine andere... wie soll ich sagen? WERTIGKEIT, die im Leben grad aktuell ist, wie die Älteren z.B., na? Trotzdem überschneidet es sich dort und da!“ (BW2).

„Und es ist auch nicht so, dass ich jetzt mit allen (...) (ähm) befreundet bin, würd ich jetzt nicht so sehen. Es gibt ein paar, die sind gute Freunde geworden, und ein paar, mit denen hab ich Gemeinsamkeiten, die mir viel Spaß machen. Und ein paar, die seh ich halt ab und zu in einer Arbeitsgruppe und fertig. (...) Und das find ich OK so!“ (BW6).

6.2.2.2 Konflikte gehören zum Wohnprojekt-Leben

Wie in Kapitel 3.3.2 ausgeführt besteht besonders bei Gruppen mit hohen gemeinschaftlichen Idealen die Gefahr, kalte Konflikte voranzutreiben, also Konflikte, die nicht (mehr) offen ausgetragen werden und zu immer größerer Frustration führen.

„Es gibt eine gewisse Scheu, Dinge deutlich auszusprechen. Also... ähm. Manchmal kommt eine Bekannte von mir (...) und die hat z.B. gesagt: Also ich könnt das nicht. Ihr fasst euch ja verbal mit Samthandschuhen an, ja? Bis auf zwischendurch irgendwelche Ausbrüche, die halt passieren, gibt's eine gewisse Scheu, Konflikte anzusprechen“ (BW3).

„Und wir sind natürlich alle so liiiiieb miteinander, nicht? Und weil wir alle so liiiiieb sind, ähm, steigen wir dem anderen auch nicht auf die Zehen!“ (BW2).

Das Ideal der harmonischen Gemeinschaft hochhaltend, werden konfliktbeladene Themen tabuisiert und Streitigkeiten nicht direkt offen ausgetragen, wozu auch enge Kommunikations- oder Verhaltensregeln einen Beitrag leisten.

„Wenn man Konflikte eben nicht... nicht bei Zeiten ausräumt und immer verschiebt und sagt: „Nein, sei ruhig“. Und: 'das gehört nicht hier her!'. Und wieder ver... prolongiert und wieder nicht... . Das ist eigentlich eine.. das wird eine ganz... also... . Jetzt fällt mir das richtige Wort nicht ein. Das ist einfach sehr GEFÄHRlich, ja?“ (BW5).

Anstatt gemeinsam an Lösungen bei Meinungsverschiedenheiten zu arbeiten, wird vielmehr über die Ursachen und Hintergründe des Konflikts gestritten, wobei der Glaube an eine Konfliktlösung immer weiter verloren geht, und der Frust sowie die Enttäuschung steigen (Bergner 2012, S.1).

Ziel könnte hier die *Akzeptanz der Ambivalenz* sein, dass also solidarische UND konfliktvolle Erfahrungen „zum Leben innerhalb eng angelegter Beziehungen dazugehören“ und somit kein Scheitern im Wohnprojekt bedeuten müssen (Paul 2012, S. 268).

6.2.2.3 „Ist das Thema Alt-Sein angedacht?“

Ein weiteres Tabuthema ist in vielen Wohnprojekten die konkrete Auseinandersetzung mit möglichen beschwerlichen Folgen des Alter(n)s. Im Zuge meiner Recherche für die vorliegende Arbeit nahm ich an einem Treffen für Interessent*innen am Wohnkonzept von *WOAL - Wohnen ohne Alterslimit* teil und konnte im Anschluss daran Frau Mag.^a Ursula Wagner, MAS, eine der Initiatorinnen des Vereins, zu ihren Beweggründen und ihrer Sicht auf generationenübergreifende Wohnprojekte befragen. Im folgenden Exkurs sollen

Erkenntnisse aus diesem Expertinneninterview dargestellt und durch Ansichten meiner Interviewpartnerinnen ergänzt werden.

6.2.2.3.1 Exkurs: Verein WOAL – „Lustig haben ist die leichteste Übung.“

Der Verein *WOAL - Wohnen ohne Alterslimit* hat sich zur Aufgabe gestellt, genau „auf den Punkt zu schauen, wo es aufhört, leicht und fröhlich zu sein“ und Konzepte und Methoden zu erarbeiten, „mit denen gemeinschaftliche und solidarisch organisierte Wohnformen ‘bis zum Lebensende’ geschaffen werden können“ (<http://wohnen-ohne-alterslimit.at>). „Dieses Commitment, sich wirklich bis zum Ende einzulassen und darin nicht zu wanken“ wird als Voraussetzung gesehen, um die Teilhabe auch für Bewohner*innen mit besonderen Herausforderungen, wie einem schwächer werdenden Hörvermögen oder einer langsameren Informationsverarbeitung, realisieren zu können:

„Lustig haben ist die leichteste Übung. Das ist überhaupt nicht schwer, da braucht ihr euch nicht anstrengen, also... da braucht es nichts. Das, was wirklich schwierig ist: kann man das bis zum Schluss machen? Und die gemeinschaftlichen Wohnprojekte die sagen, ‘wir helfen uns alle miteinander’, denken eben unserer Meinung nach zu kurz“ (Interview Mag.^a Wagner).

Bei lang andauernden körperlichen und/oder geistigen Gesundheitsproblemen hieße es in Wohnprojekten schnell: „*Ist eh lang gegangen, aber jetzt geht’s halt nicht mehr!*“

Und unser Ansatz ist: NEIN! Es gibt keine Chance, das zu akzeptieren!“ (...)

„Warum sollen das die 70 und 80 jährigen, die vielleicht nur noch die Hälfte hören und die Hälfte sehen, NICHT können? Man muss wahrscheinlich nicht alles hören und alles sehen, um für sich entscheiden zu können“ (Interview Mag.^a Wagner).

Aus diesem Grundverständnis und Antrieb heraus werden vom Verein WOAL gemeinschaftlich organisierte Betreuungs- und Pflegemodelle in aufrechter Selbstbestimmung entwickelt, die von Beginn an als fixer Bestandteil ins Wohnkonzept integriert werden. Das in den vergangenen Jahren herangereifte Konzept umfasst zudem Ideen zu Organisations-, Kommunikations- und Entscheidungsformen, welche speziell die Teilhabe von Menschen mit verschiedensten Einschränkungen sicherstellen sollen.

Als geeignete Einstiegszeit in ein WOAL Projekt wird die Umbruchphase nach der Berufstätigkeit und dem Auszug der Kinder gesehen. Die Altersgruppe „60plus“ teile viele Gemeinsamkeiten, sei dabei jedoch „divers genug“:

„Generationenwohnen wird einfach als generationenübergreifend gesehen. In der Regel wohnen da Leute zwischen 10 und 50 Jahren, ja? (lacht) Ok, das sind 40

Jahre. Wenn ich sag 60-100 sagen alle: das ist nur eine Altersgruppe, ja? Und dann denk ich mir: Hallo? Das stimmt überhaupt nicht! Das ist ein durchaus großer Ausschnitt!” (Interview Mag.^a Wagner).

Dass sich das hohe Ziel der unbedingten Teilhabe aller Bewohner*innen auch in generationenübergreifenden Wohnprojekten voll umsetzen lässt, bezweifelt Frau Mag.^a Wagner im Interview. Die eigene Erfahrung zeige, dass die Bereitschaft und Energie „wirklich bis zum Ende zu schauen (...) bei Leuten, die ihre Kinder durch die Pubertät bugsieren, die ihre Karriere unter einen Hut bringen müssen”, oft nicht gegeben ist (Interview Mag.^a Wagner). Die vorrangigen Aufgaben und Interessen gingen hier berechtigterweise sehr auseinander – auf beiden Seiten:

„Kinder hüten, während die 40jährigen Eltern Karriere machen? Das wollen wir nicht!” (Teilnehmerin WOAL-Infoabend).

Das bisher noch nicht in die Praxis umgesetzte Konzept des Vereins WOAL lässt sich somit nicht direkt auf generationenübergreifende Wohnprojekte übertragen. Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema kann dennoch das Problembewusstsein schärfen und nützliche Anregungen für Wohnprojekte liefern, denn:

„der verständliche Wunsch nach Selbstbestimmung bis ins höchste Alter sollte nicht überstrahlen, dass es auch ganz anders kommen kann. Selbstbestimmung schließt eine individuelle Ressourcen- und Risikoanalyse und die Vorbereitung auf die eigene eventuell notwendige Pflegesituation mit ein” (Ihlenfeldt 2006, S. 15).

Dies gilt einerseits für die einzelnen Individuen, andererseits sind auch selbstverwaltete Wohnprojekte als Organisationen und deren Bewohner*innen als Gruppe gefordert. Die *Möglichkeit* von Mitbestimmung und Teilhabe impliziert nämlich nicht selten auch die *Pflicht* dazu und birgt damit die Gefahr, im Falle einer länger andauernden körperlichen oder geistigen Einschränkung sozialen Druck auf die Betroffenen auszuüben.

6.2.2.3.2 „Da kommt viel auf uns zu...”

Für die große Bedeutung einer breiten Auseinandersetzung mit dem Thema Altern in Wohnprojekten spricht zudem, dass eine langanhaltende Hilfsbedürftigkeit einer Bewohnerin oder eines Bewohners nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für die übrigen Bewohner*innen eine Belastung darstellen kann. Gegenseitige Unterstützung hat in gemeinschaftlichen Wohnprojekten einen großen ideellen Wert. Die Konzeptlosigkeit im Umgang mit Pflege, gepaart mit einem hohen sozialen Anspruch der

einzelnen Bewohner*innen an sich selbst, birgt die Gefahr von Überforderung– oder vorausseilender Distanzierung. So berichtet eine Interviewpartnerin etwa von einem anfänglich guten Kontakt zu einer jüngeren Bewohnerin, die sich später unter dem Druck einer nie geäußerten Fürsorgeerwartung von der älteren Bewohnerin distanzierte (BW1).

Auch hier brauche es dringend Konzepte und vor allem offene Diskussionen, damit

„(...) vor allem die Jüngeren AUCH ihre Ängste aussprechen, ja? Damit das einmal am Tisch liegt. Das wäre gut. Weil dieses Unbewusste find ich noch viel schädlicher“ (BW1).

Der Verein WOAL hat unter dem Schlagwort „Professionalität“ unter anderem auch Richtlinien zur Betreuung und Pflege ausgearbeitet, die die Qualität des Zusammenlebens sichern und die Bewohner*innen dabei vor Überforderung bewahren sollen. Zur Klärung dessen, was von den Nachbar*innen realistischerweise erfüllt werden könnte, oder was diese überfordern würde, sollen folgende Fragen beantwortet werden:

Zeitliche Dimension	Brauche ich Hilfe bei dieser Tätigkeit nur für eine begrenzte Zeit?	Brauche ich Hilfe bei dieser Tätigkeit auf Dauer?
Planbarkeit	Brauche ich Hilfe bei dieser Tätigkeit nur zu bestimmten, planbaren Zeiten?	Brauche ich Hilfe bei dieser Tätigkeit jederzeit, unplanbar?
Intimität	Ist das, was ich brauche, ohne Scham, Überwindung und Peinlichkeit für mich und meine HelferIn möglich?	Sind Scham, Überwindung und Peinlichkeit zu erwarten?
Selbstbestimmung	Entscheide ich selbst, welche Hilfe ich brauche und möchte, kann ich das mitteilen?	Kann ich nicht mehr wahrnehmen und entscheiden, was ich brauche und möchte, bzw. kann ich es nicht mitteilen?
		Ist eine psychische Ursache der Grund für meinen Bedarf an Hilfe?
	↓	↓
	Wenn alle 4 Fragen mit JA beantwortet werden können, kann die Hilfe* mit hoher Wahrscheinlichkeit von MitbewohnerInnen geleistet werden.	Wenn eine dieser 5 Fragen mit JA beantwortet werden muss, ist in der Regel die Hilfe* durch ProfessionistInnen nötig.
	* Was meint „Hilfe“ genau? Das Konzept spezifiziert Interventionen wie - Beobachtung / Hinweis / Auseinandersetzung - Motivation / Training - Unterstützung bei bzw. Übernahme einer Tätigkeit - Behandlungsplanung - Maßnahmen, die spezifisches Fachwissen erfordern	↓ Eine weitere Detaillierung zeigt, welche ProfessionistInnen (entsprechend den jeweiligen Berufsgesetzen) die Hilfe*leistung erbringen dürfen. Damit wird deutlich, welche personellen Ressourcen „Wohnen ohne Alterslimit“ braucht. Ein Organisations- und Finanzkonzept kann darauf aufbauen

<http://wohnen-ohne-alterslimit.at/about/betreuungs-und-pflegekonzept/>

Benötigt eine Bewohnerin oder ein Bewohner bei einer Tätigkeit auf Dauer Hilfe, ist die Tätigkeit zeitlich nicht planbar, ist sie mit Scham verbunden, kann die/der Betroffene nicht mehr selbst entscheiden oder mitteilen, was sie/er genau braucht ODER gibt es eine psychische Ursache für den Hilfebedarf, kann dieser mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht von anderen Bewohner*innen gestillt werden, und es bedarf in der Regel die Unterstützung durch Professionalist*innen.

In ihrer Klarheit können diese Richtlinien dazu beitragen, im Angesicht einer drohenden oder eingetretenen Hilfsbedürftigkeit den individuellen Druck von Bewohner*innen zu nehmen, indem die Grenze zwischen der Machbarkeit gegenseitiger Unterstützung durch Nachbar*innen und der Notwendigkeit von professioneller Hilfe nicht mehr im Verantwortungsbereich der oder des Einzelnen liegt, sondern im Konzept von vorneherein klar gezogen wird.

Wohnprojekte sind zudem aufgerufen, ihre expliziten und impliziten Erwartungen gegenüber dem Engagement *aller* Bewohner*innen dahingehend zu überprüfen, ob der dadurch aufgebaute soziale Druck wirklich der eigenen Vision des generationenübergreifenden Gemeinschaftsprojekts entspricht und gewollt ist oder ob es zusätzlicher Vereinbarungen für bestimmte Personengruppen oder Lebenssituationen braucht. Auch außerhalb der offiziellen Gremien sollten alternative Möglichkeiten für Bewohner*innen gefunden werden, denen es aufgrund von erschwerten körperlichen oder geistigen Faktoren nicht (mehr) möglich ist, sich befriedigend einzubringen. Dabei sollte nicht übersehen werden, dass *alle* Engagementformen für ein erfolgreiches Zusammenleben wichtig sind und ein Fokussieren der offiziellen Bereiche bei weitem zu kurz greift. Die Selbstverwaltung der Wohnprojekte bedeutet einen enormen Arbeitsaufwand und die Erhaltung der notwendigen Grundstruktur erfordert die Mithilfe möglichst aller Bewohner*innen. Für das soziale Gelingen ist zudem jede Form von Engagement für die Gemeinschaft essentiell wichtig. Viel mehr als offizielles Engagement tragen inoffizielle Beziehungen zu einem Wohlfühlen und einem individuell besseren Zurechtkommen im gemeinschaftlichen Wohnprojekt bei (vgl. Paul 2012, S. 285).

6.2.3 Struktur und Transparenz

Eine wichtige Maßnahme zur Vorbeugung von Konflikten ist eine geeignete Organisationsstruktur, die Spielregeln für das Zusammenleben, transparente Entscheidungsprozesse und klare Kommunikationswege umfasst. „Wohnprojekte müssen ihre sozialen Prozesse so aufsetzen, dass Streit nicht so leicht entsteht. Jedes Thema braucht einen Platz in der Struktur“ (Strauch 2016, zit. nach Nothegger 2017, S. 137). In den von mir untersuchten Wohnprojekten zeigten sich die Befragten mit der soziokratischen Organisationsform durchwegs zufrieden:

„Was mir sehr wichtig war, dass es Entscheidungsstrukturen gibt. Dass es sozusagen eine definierte Entscheidungsstruktur gibt. Ich bin ja nicht.. keine Gründerin (...) es gab schon eben diese Entscheidung für die Soziokratie. (...) und das war mir auch sehr wichtig. Weil, weil bei dem früheren Wohnprojekt hab ich das schon sehr oft erlebt, dass einfach die, die sozusagen am eloquentesten waren, sich dann durchgesetzt haben. Und auf der anderen Seite es sehr mühsam ist. Ich bin sehr für möglichst breite Entscheidungsstrukturen... aber, aber so, so.. alles so basisdemokratisch zu entscheiden, das ist einfach auch sehr MÜHSAM (lacht)“ (BW6).

„(...) weil bei uns wird nicht diskutiert, bis es nicht mehr geht, sondern es wird soziokratisch organisiert und abgestimmt, was ich nicht gekannt habe, aber was mir sehr recht ist. Dass nicht eine Person andere blockieren kann und das auch nicht eine Mehrheit, die vielleicht nur um eine mehr ist, eine Minderheit überstimmen kann. Das ist mir irgendwie sehr recht, dass argumentiert werden muss. Warum macht man das? Und ähm... ich hab solches Vertrauen, dass die Leute, die z.B. die Finanzen übernommen haben, von denen ich überhaupt nichts verstehe, dass die das gut machen für uns“ (BW4).

Um mitbestimmen und gute Entscheidungen treffen zu können, muss man gut informiert sein. Es gehört daher zu soziokratischen Organisationen dazu, „dass Informationen verfügbar sind und nichts hinter verschlossenen Türen passiert“ (Strauch/Reijmer 2018, S. 101). Zusammen mit klaren Kontroll- und Machtverhältnissen, Rollenverteilungen, Zuständigkeiten und Verantwortungsbereichen sowie transparenter Ressourcenverteilung hilft dies in vielen Fällen, Sachkonflikten aufgrund von Informationsmangel oder strukturellen Konflikten entgegen zu wirken (vgl. auch Höher/Höher 2004, S. 111).

„Effektive“ Sitzungen können für manche Bewohner*innen jedoch auch als Überforderung erlebt werden. Manchen Menschen fällt es schwer, „Meinungen anderer aufzunehmen und zu vertrauen“, andere haben „Probleme damit, für sich selbst

einzustehen” (Strauch/Reijmer 2018, S. 175). Nicht allen gelingt es, ihre eigenen Interessen zu vertreten und sich selbst zu behaupten bzw. ist die Möglichkeit, die eigene Meinung zu äußern, kein Garant dafür,

„dass auch jeder wirklich sagt, was er denkt, oder weiß, was er wirklich sagen möchte. Die Hürden, sich selbst auszudrücken, befinden sich oft im Menschen selbst und verschwinden nicht automatisch durch eine freundliche Umwelt” (Strauch/Reijmer 2018, S. 179-180).

Auch die Strukturierung in unterschiedliche Arbeitskreise wird nicht von allen geschätzt, wie eine Bewohnerin verdeutlicht:

„Ich komm nicht mehr zusammen! Ich habe mindestens zehn Leute, die ich fragen sollte, denen ich was abgeben sollte... und jeden Tag kommen neue Dinge dazu. Das ist mir einfach zu stark (...)” (BW5).

Für eine echte Teilhabe braucht es „von allen Beteiligten eine gewisse Integrationsfähigkeit, mitmenschliche Unterstützung, Empathiefähigkeit und eine gehörige Portion Wohlwollen gegenüber unseren menschlichen Schwächen”, und „das gemeinsame Lernen [muss] als Herausforderung” angenommen werden. Sind diese Voraussetzungen erfüllt „können auch Menschen mit schwierigeren Startbedingungen mitkommen, statt abgehängt zu werden. Sie können sich einbringen, wo es ihnen möglich ist, und sich als Mitglied des Teams wohlfühlen” (Strauch/Reijmer 2018, S. 181).

Eine gute Struktur allein reicht jedoch nicht aus, um sich „nachhaltig zusammen wohl[zu]fühlen” (Strauch/Reijmer 2018, S. 198). Um gute Kommunikationsfertigkeiten und einen effektiven Konfliktlösungsprozess zu erlernen, braucht es vielmehr eigene gemeinschaftsbildende Maßnahmen, die „nie allein durch die Entscheidungsstrukturen” (Strauch/Reijmer 2018, S. 181) entstehen. Gruppen können dazu aus verschiedenen Formaten und Methoden wählen, aus denen im Folgenden ein kleiner Auszug vorgestellt wird.

6.2.4 Konfliktfestigkeit von Wohnprojekten

Wie in meinen Ausführungen aufgezeigt sind Bewohner*innen in Wohnprojekten gefährdet, von einer anfänglichen „Positivschwärmerei” in eine „Negativschwärmerei” abzustürzen, wenn die den Einzug begleitenden hohen Ideale in der Wohnphase nicht in

vollem Umfang Verwirklichung finden. In diesem Bewusstsein sind Wohnprojekte als organisatorische Einrichtung aufgerufen, von Beginn an gegenzusteuern (Glasl 2002, S. 57-58, S. 75) und an einer Haltung zu arbeiten, die das Vorhandensein negativer Emotionen und Spannungen als normal akzeptiert, sie bewusst zulässt bzw. als Chance für Veränderung willkommen heißt, und damit eine *konfliktfähige Kultur* unter den Bewohner*innen fördert:

„Wenn die Konfliktsignale von den Menschen gut erkannt werden und wenn Organisationen kreativ die Signale von Differenzen und Spannungen aufgreifen, dann werden Konflikte zu Geburtshelferinnen der Entwicklung. Alte Gewohnheiten und Strukturen werden erschüttert und überwunden und neue Gestaltungen werden in engagierter Auseinandersetzung erarbeitet. Das gilt für Individuen genauso wie für Gemeinschaften“ (Glasl 2002, S. 183).

6.2.4.1 Selbst- und Nachbarschaftshilfe

Konfliktfähige Menschen können durch selbstreflektierte, mediative Aushandlungsprozesse einen Beitrag dazu leisten, dass die von ihnen bewohnten Wohnprojekte einen konstruktiven Umgang mit Differenzen, Spannungen und Konflikten erlernen. Die Organisationen selbst müssen dafür bestimmte Verfahren schaffen, um auftretende Spannungen frühzeitig zu erkennen und den Zugang zur Konfliktbearbeitung zu erleichtern (Glasl 2002, S. 32). Zudem „müssen Organe gebildet werden, in denen es zu einer Begegnung der Gegensätze und zu einem Austragen der unterschiedlichen Ideen und Interessen kommt.“ Diese sogenannten *Konfliktregulatoren* sind nach Glasl der Kern der *Konfliktfestigkeit* einer Organisation.

Die eigenen Gefühle und subjektiven Sichtweisen in einer Gruppe frei auszusprechen kostet vielen Menschen große Überwindung und setzt ein gewisses Vertrauen voraus (vgl. Glasl 2002, S. 127-128). Vertrauen ist „ein zwischenmenschlicher Wert, der gemeinschaftliches Leben unterstützt und ermöglicht“ (Ihlenfeldt 2006, S. 84), er beruht als solcher immer auf Gegenseitigkeit und braucht Zeit, sich zu entwickeln.

„Das braucht viel Vertrauen glaub ich. Und viel.. viel Erfahrung miteinander. (...) Das kommt mit der Zeit“ (BW6).

Die Gruppe kann aus vielen verschiedenen Formaten und Methoden wählen, *„die Hilfe ist ja oft schon, dass man einen RAUM öffnet, ja? Für ein Gespräch, na?“* (BW2). Meine Interviewpartnerinnen nennen als bereits erfolgreich eingesetzte Verfahren etwa regel-

mäßige *Redekreise* zu aktuellen Themen in der Großgruppe, bei welchen Meinungen geteilt und gehört, sowie auch heikle Themen angesprochen werden können.

„Also wir haben eben auch bei diesen Großgruppentreffen auch oft diese Kreissituationen, wo wir auch so im Kreis reden und jeder sagt einmal seins. Und das macht auch viel... ich denke das kriert auch Vertrauen. (...) Und dazu muss natürlich der andere Mensch sich öffnen und bereit sein, das auch preiszugeben, warum er sich so oder so verhält“ (BW6).

Als weitere, zum Teil von Externen begleitete unterstützende Methoden zur Förderung des offenen gemeinschaftlichen Austauschs werden z.B. Rollenspiele genannt, in welchen konflikthafte Alltagssituationen nachgestellt und auf spielerische Weise Lösungen erarbeitet werden (siehe z.B. <http://www.argeforumtheater.at/>).

„Am Anfang ist es schwerer und... aber diese Theaterszene hat unheimlich geholfen, wir reden oft darüber (lacht)“ (BW6).

„Oder die 'Häuschen-Übung'. Da setzt man sich irgendwo hin und wartet, bis jemand kommt und der 'klopft' dann an (lacht) (...). Und dann kann man auch selbst zu jemandem hingehen und sagen: 'das und das versteh ich nicht' oder 'ich würd dir gern das und das sagen'“ (BW1).

Auch *Restorative Circles* wurden als „eine spezielle Methode, wo du keinen Moderator hast, nur einen Begleiter, der das Ritual aufrecht hält“ genannt.

„Also ich würde sagen, dass war schon sehr hilfreich. Dass man überhaupt wieder miteinander geredet hat!“ (BW3).

Konflikte beginnen zumeist nicht mit einer großen Überraschung, sondern äußern sich anfänglich in geringen Reibungen und Spannungen (Glasl 2002, S. 117). Um bereits erste Anzeichen sichtbar zu machen, kann es helfen, *Signalverfahren* zu entwickeln. Diese können für Glasl (2002, S. 32-33) z.B. in Form von Bewohner*innenbefragungen, durch „Beschwerdebrieffkästen“ oder regelmäßigen Supervisionen umgesetzt werden.

Schon das Gefühl, gefragt zu werden und somit „gehört und gesehen zu werden“ (BW1), ist Teil der Lösung:

„Also, wo sie [Mitglieder einer Arbeitsgruppe, Anm. d. V.] das nachgefragt haben, was man sich so wünscht, das wurde mal gefragt, genau. Und ich hab gesagt: 'Mir wäre es sehr recht, wenn ab und zu jemand anklopfen würde (...). Und jetzt werd ich öfter mal gefragt: „Geht's dir eh gut? Sagst eh, wenn'st was brauchst, ja?““ (BW4).

„Ich meine in manchen Kulturen ist das anders, ich meine... ich will ja nicht GEEHRT werden als Älteste, aber zumindestens GEHÖRT und GESEHEN!“ (BW1).

Um die oben angedeutete und von meinen Interviewpartnerinnen mehrfach angesprochene gegenseitige Wertschätzung zu fördern, empfiehlt Glasl (2002, S. 76) geeignete Formen zu entwickeln, sodass Positives, das von einzelnen Mitgliedern für die Gruppe geleistet wurde, entsprechend anerkannt wird. Auch Paul (2013) hält es für „elementar (...), die vielen positiven, alltäglichen kleinen Dinge, welche auf solidarischen Aspekten fußen, hervorzuheben (...)“ (Paul 2013, S. 308), um einem „Negativfokus“ und der Gefahr von Resignation entgegenzuwirken.

Zugleich soll auch Kritik angesprochen werden können. Als Idee nennt Glasl (2002, S. 77) jährliche Rückblicke auf die erbrachten Leistungen in Kleingruppen, in denen auch Fragen nach der Arbeitslast und Vorsätze für die Zukunft besprochen werden. Auch die Einführung regelmäßiger Feedback-Gespräche kann helfen, die Konfliktfestigkeit von Organisationen zu verbessern (Glasl 2002, S. 32). Die SKM schlägt hierzu vor, mit den in den Arbeitskreisen tätigen Bewohner*innen jährliche *Entwicklungsgespräche* zu führen, in denen in mehreren moderierten Rederunden herausgearbeitet wird

„was gut läuft bzw. lief, wo die Stärken der Person liegen und wo sie Verbesserungspotenzial hat. Das soziokratische Entwicklungsgespräch fokussiert die Wertschätzung und verwandelt Kritik in Lernchancen und Unterstützungsangebote“ (Strauch/Reijmer 2018, S. 26; S. 206-207).

In einem Ressourcen-Inventar können zudem einmal jährlich alle von den einzelnen Bewohner*innen zusätzlich zu den alltäglichen Leistungen offerierten Angebote aufgelistet und auf einem Flipchart sichtbar gemacht und besprochen werden, um abschließend durch öffentliche Unterschriften eine Verbindlichkeit gegenüber der Gruppe zu schaffen (Glasl 2002, S. 77). Dies könne helfen, die Breite des möglichen Engagements für die Gemeinschaft deutlich zu machen.

„Das sind nur einige der Möglichkeiten. Es lohnt sich, die bestehenden Verfahren öfters kritisch zu überprüfen und gegebenenfalls zu verbessern“ (Glasl 2002, S. 33).

Glasl empfiehlt, dass Gemeinschaften wenigsten einmal im Jahr eine „Problem- und Konflikt-Inventur“ machen, bei der „das Betriebsklima, die Arbeitszufriedenheit und die Hinweise auf Spannungen und Konflikte“ (Glasl 2002, S. 129) erhoben werden. Ist der Konflikt nicht zu weit fortgeschritten, können die „Lösungsversuche durch die Betroffenen selbst [ausgehen], ohne externe Hilfe“ (Glasl 2002, S. 129). Sobald der „Konflikt über den

Konflikt“ beginnt und die sachlichen und/oder persönlichen Differenzen überlagert, hält Glasl (2002, S. 30-31) das Hinzuziehen von externer Hilfe für ratsam. Diese könne jedoch oftmals zu Beginn durchaus in Form von „Nachbarschaftshilfen“ geleistet werden.

Das Forum, in dem die Signale für bestehende Konflikte gesendet werden können, ist dabei jedoch nicht unbedingt auch geeignet für deren Bearbeitung.

„Für das Melden von Problemen sollte jeder Ort zulässig sein; denn jegliche einschränkende Bedingung für das Melden würde zwangsläufig zum Unterdrücken von Notsignalen führen. Jedoch für das Bearbeiten der Konflikte muss immer gut überlegt werden, wo, wie und mit wem das geschehen sollte“ (Glasl 2002, 129).

Möglich sind Mentor*innenfunktionen für neue Mitbewohner*innen, „Beschwerdekommissionen“, an die sich Personen vertraulich wenden können, um für sich oder andere Probleme zu melden, oder Ombuds-Funktionen als Anlaufstelle für Konflikte (Glasl 2002, S. 34). Das zu Rate ziehen einer dritten Partei, „die über den Verdacht der Parteilichkeit erhaben ist“ (Glasl 2002, S. 131), hilft auf konstruktivem Weg zur Lösung. Die auserwählten Bewohner*innen können sich überlegen, wie sie an den Problemen weiter arbeiten könnten.

„Wenn ich z.B. sage, mir geht das so auf die Nerven, dass das meine Lebensqualität mindert, dann kann ich zu diesen Ombudspersonen gehen und sagen: ‘So. Also ich halt das jetzt nicht mehr aus! Das geht gar nicht!’ Und die versuchen dann, eine Lösung zu finden. Wahrscheinlich einmal zu vermitteln, mit der zuständigen Person, oder mit denen, die unangenehm auffallen“ (BW6).

„Wenn Menschen einen Konflikt haben, wo sie sagen: ‘Ich krieg’ das nicht gebacken mit dem Menschen, mit dem ich da einen Konflikt habe, ich brauch jetzt eine Hilfe.’ Dann schauen sie an wen (...) sie sich wenden. Und die Ombudsmenschen horchen sich das einfach einmal an. Und oft merkt man, das genügt oft schon. Zu hören, gehört zu werden und einfach Fragen zu stellen und zu schauen, dass das irgendwie... dass es eine Lösung gibt“ (BW2).

Das Ziel davon könnte nach Ansicht einer Bewohnerin z.B. sein,

„(...) dass man einer Lösung näher kommt. Dass die Person vermittelt, dass ich mich nicht allein konfrontieren muss mit einer Person, die mich stört. Und dass ich dann soweit komm’, dass ich einerseits auch den Hintergrund erfahre, ich glaub, das hilft auch schon, und dass ich andererseits meinen Hintergrund auch thematisieren kann. Auf jeden Fall würde sich verändern, dass man voneinander mehr weiß und das auch leichter ertragen kann, die Situation. Und vielleicht gibt das auch eine Veränderung“ (BW6).

6.2.4.2 „Jemanden von außen dazu holen.“

Wenn trotz intensiver Bemühungen die Lösungsversuche der Bewohner*innen scheitern oder sogar „zu einer zusätzlichen Vergiftung“ führen, ist die „Selbstansteckung“ schon weiter fortgeschritten und hat tiefere Schichten erreicht (Glasl 2002, S. 120). Der Konflikt droht zu eskalieren und das, obwohl möglicherweise jede Partei für sich genommen sehr bemüht ist, etwas zur Konfliktlösung zu unternehmen. Die am Konflikt Beteiligten werden jedoch die Ereignisse immer unterschiedlich wahrnehmen, denn

„Subjektiv gefärbte und verzerrte Wahrnehmungsunterschiede gehören nun einmal zur Dynamik aller Konflikte“ (Glasl 2002, S. 121).

Glasl (2002, S. 121) hält es in diesem Fall für dringend angebracht, eine unparteiische und professionell geschulte Person oder Instanz zur Vermittlung hinzuzuziehen.

Wie sich in der Untersuchung zeigt, stehen die Bewohner*innen der Begleitung durch externe Berater*innen durchwegs positiv gegenüber und konnten damit gute Erfahrungen machen:

„Ja, wir haben schon etwas gelernt, dass wir bei größeren Konflikten jemanden von außen dazu holen und das ist total gut!“ (BW4).

„Diese Art von Hilfe ist natürlich schon wunderbar, wenn man von außen da... einfach jemanden hat, der einen führt“ (BW2).

„Ja, hab ich immer, IMMER sehr konstruktiv und positiv gefunden, immer. Immer, ja“ (BW5).

An die externen Vermittler*innen oder Mediator*innen werden dabei keine besonderen Erwartungen gestellt, man profitiere vielmehr von der Vielfalt an unterschiedlichen Zugängen:

„Ich denk mir, das muss einfach jemand sein, der kommen kann und ähm... mit der Gruppe, die da jetzt vor ihm oder vor ihr sitzt etwas anfangen kann“ (BW4).

„Sie brauchen nur vielleicht eine systematische Ausbildung haben. Aber sie müssen nicht unbedingt mit Wohnprojekten... ist natürlich ein Vorteil, wenn sie Ahnung haben von Wohnprojekten. Aber wenn sie von systemischen Prozessen eine Ahnung haben, ist das genauso wichtig oder noch wichtiger“ (BW5).

7. Zusammenfassung

„(...) Eine Gruppe beschreitet in der Zusammenarbeit immer einen gemeinsamen Entwicklungsweg, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt ist“ (Glasl 2002, S. 184).

Die Untersuchung hat gezeigt, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte den Bewohner*innen im Vergleich zu herkömmlichen Wohnformen viele Vorteile bringen und der Erwartung durchaus gerecht werden, negative Folgen der demografischen Entwicklung abzufedern. Sie ermöglichen den Bewohner*innen Teilhabe und Mitbestimmung und bieten Wege, einer drohenden Vereinsamung im Alter entgegenzuwirken. Die vielen Formen der Nachbarschaftshilfe erleichtern den Alltag und werden gerade von älteren Bewohner*innen als Chance, länger in der eigenen Wohnung und unabhängig zu bleiben, geschätzt.

Zugleich wird das Zusammenleben immer von zwischenmenschlichen Herausforderungen begleitet, die nach einer anfänglichen Euphorie im Verlauf der Wohnphase verstärkt in den Vordergrund rücken. Die Bewohner*innen werden mit unterschiedlichen Sensibilitäten bezüglich Ordnung, Sauberkeit und Lärmempfinden, mit verschiedenen Erwartungen an die Gemeinschaft und mit ungleichen Kommunikations- und Umgangsformen, Wertvorstellungen und Alltagsanforderungen konfrontiert, was teilweise zu Konflikten führt und das anfänglich oft idealisierte Bild zum Wanken bringt.

Mit den im Alltag immer wieder erfahrenen Ambivalenzen – zwischen Zugehörigkeit und Segregation, Harmonie und Konflikt, Solidarität und Eigeninteresse – konstruktiv umzugehen und im Zuge der Ent-Idealisierung sowohl die positiven als auch negativen Aspekte des Gemeinschaftslebens anzunehmen oder sogar als Entwicklungschance zu verstehen, erfordert von den Bewohner*innen ein hohes Maß an Toleranz, Selbstreflexion und Lernbereitschaft. Auch die Wohnprojekte als Organisationen müssen sich den Entwicklungsherausforderungen stellen und den Bewohner*innen nicht nur als niederschwellige Plattformen zur Vernetzung, Begegnung und zum Austausch von Unterstützung dienen, sondern aktiv Organe und Verfahren zur Förderung der Konfliktfähigkeit und zur Früherkennung und Behandlung von sich anbahnenden Konflikten zur Verfügung stellen. Oder sich – im Falle von fortgeschrittenen Konflikten – möglichst frühzeitig um Hilfe von außen bemühen.

„[Es] kommt (...) nämlich darauf an, daß die Menschen konfliktfähig und die Organisationen konfliktfreudig werden. Dann können sie mit hohen Ansprüchen sowie mit Widersprüchen und Verfehlungen besser umgehen“ (Glasl 2002, S.58).

Hier öffnet sich ein interessantes und extrem vielschichtiges Tätigkeitsfeld für Mediator*innen. Es umfasst die Lösungsbegleitung bei typischen Nachbarschaftskonflikten (Ordnung, Ruhe, Umgangsformen, ...), beinhaltet aufgrund der Selbstverwaltung und der notwendigen Mitarbeit der Bewohner*innen Aspekte von Wirtschaftsmediationen (Machtstrukturen, Arbeitsleistung, Rollenkonflikte, ...) und wird in vielen Fällen um den Themenbereich der Generationen („die Jungen versus die Alten“) erweitert.

Mediator*innen können zudem *„mit der entsprechenden Haltung und dem entsprechenden Backgroundwissen“* (Interview Mag.^a Pruckner) als Konfliktmanager*innen schon vor Ausbreitung eines Konflikts bei der Entwicklung präventiver Strategien beraten und so bei der Gestaltung von Kommunikationsstruktur und der Etablierung einer offenen Konfliktkultur unterstützen. Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag zur nötigen *„Feldkompetenz“* darstellen.

8. Literaturverzeichnis

BESSER, J. (2010): Zusammen ist man nicht allein. Alternative Wohnprojekte für Jung und Alt. Mannheit, Patmos Verlag GmbH & Co.KG

BERGNER, E. (2012): „Dann machen wir eine Farbübung!“ – Ein kalter Konflikt ist (k)ein Konflikt. Über Möglichkeiten im Umgang mit kalten Konflikten in sozialen Organisationen. In: TRIGON Newsletter 05/12

BRANDL, F. / GRUBER, E. (2014): Gemeinschaftliches Wohnen in Wien. Bedarf und Ausblick. Studie im Auftrag der Stadt Wien, Magistratsabteilung 50 – Wohnbauförderung und Schlichtungsstelle für wohnrechtliche Angelegenheiten. Referat für Wohnbauförderung und internationale Beziehungen

CHRISTIAN, D. L. (2003): Creating a Life Together. Practical Tools to Grow Ecovillages and Intentional Communities. Canada, New Society Publishers

DELLGRÜN, A. (2011): Zukunftsfähige Wohnformen auch für Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen. In: wohnbund-informationen 1/2011, Perspektiven für Wohnprojekte. München, wohnbund e.v, S. 39-41

FEDROWITZ, M. / GAILING, L. (2003): Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Ziel sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. Dortmund, Institut für Raumplanung der Universität Dortmund

FEDROWITZ, M. / MATZKE, S. (2013): Das gemeinschaftliche Wohnen für Ältere. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 2/2013, S.177-187

GIERSE, CH./WAGNER, M. (2012): Gemeinschaftliche Wohnprojekte - Eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter? In: Zeitschrift für Sozialreform, ZSR 58, 2012, S. 59-82

GLASL, F. (2002): Selbsthilfe in Konflikten. Konzepte - Übungen - Praktische Methoden. Bern, Verlag Freies Geistesleben

GÖRNERT-STUCKMANN, S. (2010): Wohnen im Alter planen und organisieren. München, BC Publications GmbH

GUTMANN, R. / REPPÉ, S. (2008): Wohngruppen für Fortgeschrittene. Generation 55+. Bericht über Moderation und sozialwissenschaftliche Begleitung des Pilotprojekts Steinbruchstraße 8. Wien, Publikation der MA 50 Wiener Wohnbauforschung

HERRMANN, U. (Hrsg.) (2011): Wie ich wohnen will. Wohnideen 60plus. Bielefeld, Luther-Verlag

HÖHER, P. / HÖHER, F. (2004): Konfliktmanagement. Konflikte Kompetent erkennen und lösen. Bergisch Gladbach, EHP - Edition Humanistische Psychologie

HOLZ, A., / MUUS, R. / WALBERG, D. (2015): Leitfaden für Gruppenwohnprojekte. Kiel, ARGE-SH Arbeitsgemeinschaft für zeitgemäßes Bauen

IHLENFELDT, D. (2006): Neues Wohnen im Alter. Analyse und Systematisierung möglicher Wohnformen in der Nachberufs- bzw. Nachfamilienphase. Magisterarbeit, Universität Augsburg

JIRANEK, H. / EDMÜLLER, A. (2017): Konfliktmanagement. Konflikten vorbeugen, sie erkennen und lösen. Freiburg, München, Stuttgart, Haufe-Lexware GmbH

KARHOFF, B., MATZKE, S., CETINKAYA, M. (2004): Editorial. In: wohnbund-informationen 2/2004, Selbstbestimmt wohnen im Alter. München, wohnbund e.v, S.3

KIEHLE, W. / RIEGE, M. (2011): Wohnprojekte - gesellschaftliche und politische Aspekte. In: wohnbund-informationen 1/2011, Perspektiven für Wohnprojekte. München, wohnbund e.v, S. 4-7

LÜSCHER, K. / LIEGLE, L. (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz, UVK

LÜSCHER, K. / LIEGLE, L. / LANGE, A. / HOFF, A. / STOFFEL, M. / VIRY, G. / WIDMER, E. (2010): Generationenbeziehungen. Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik: Ein dreisprachiges Kompendium. Bern, Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

MAHDAVI, A. / BRANDL, F. / KIESEL, K. / HEILMANN, G. (2011): Neues Wohnen im Alter – ökologisch, gemeinschaftsorientiert u. finanzierbar, eco-com.60+. Berichte aus

Energie und Umwelt 6/2012, Wien, Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie

MENSCH, K. (2011): Gemeinschaftliches Wohnen – der Versuch einer Definition. In: wohnbund-informationen 1/2011, Perspektiven für Wohnprojekte. München, wohnbund e.v, S. 8-11

MGEPA (2010): Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Lande Nordrhein-Westfalen: Neue Wohnprojekte für ältere Menschen. Gemeinschaftliches Wohnen in Nordrhein-Westfalen. Landes Nordrhein-Westfalen

NOTHEGGER, B. (2017): Sieben Stock Dorf. Wohnexperimente für eine bessere Zukunft. Salzburg - Wien, Residenz Verlag

PAUL, CH. (2013): In Gemeinschaft leben. Eine Analyse von Ideal und Realität intergenerationeller Wohnprojekte unter der Perspektive von Lern- und Bildungsprozessen. PhD Thesis, Universität zu Köln

PROKSCH, ST. (2014): Konfliktmanagement im Unternehmen. Mediation und andere Methoden für Konflikt- und Kooperationsmanagement am Arbeitsplatz. Berlin, Springer Gabler

SCHERF, H. (2011): Grau ist bunt. Was im Alter möglich ist. Freiburg im Breisgau, Herder GmbH

SCHULZ-NIESWANDT, F. / KÖSTLER, U. / LANGENHORST, F. / MARKS, H. (2012): Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser. Stuttgart, W. Kohlhammer

WATZLAWICK, P. / BEAVIN, J.H. / JACKSON, D.D. (1990): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Verlag Hans Huber

Wikipedia. (2020). In *Wikipedia, die freie Enzyklopädie*. Abgerufen von <https://de.wikipedia.org/wiki/Alter>

Wikipedia. (2020). In *Wikipedia, die freie Enzyklopädie*. Abgerufen von https://de.wikipedia.org/wiki/Gerontologie#Aufgaben_der_Gerontologie

Wikipedia. (2020). In Wikipedia, die freie Enzyklopädie. Abgerufen von <https://de.wikipedia.org/wiki/Phalanstère>

WONNEBERGER, E. (2018): Neues Wohnen auf dem Land. Demographischer Wandel und Gemeinschaftliche Wohnformen im ländlichen Raum. Wiesbaden, Springer VS

ZUNDEL, I. (2005): Kommunitarismus in einer alternden Gesellschaft. Dissertation, FU Berlin (<https://refubium.fu-berlin.de/handle/fub188/8988>).

Homepage des Vereins WOAL - Wohnen ohne Alterslimit (Stand 2020):
<http://wohnen-ohne-alterslimit.at>

Homepages der vorgestellten Wohnprojekte (Stand 2020):

<http://genawo.at/>

<https://www.lebensgutmiteinander.com>

<https://website.mauerseglerei.at>

<http://www.pomali.at>

<https://wohnprojekt.wien>